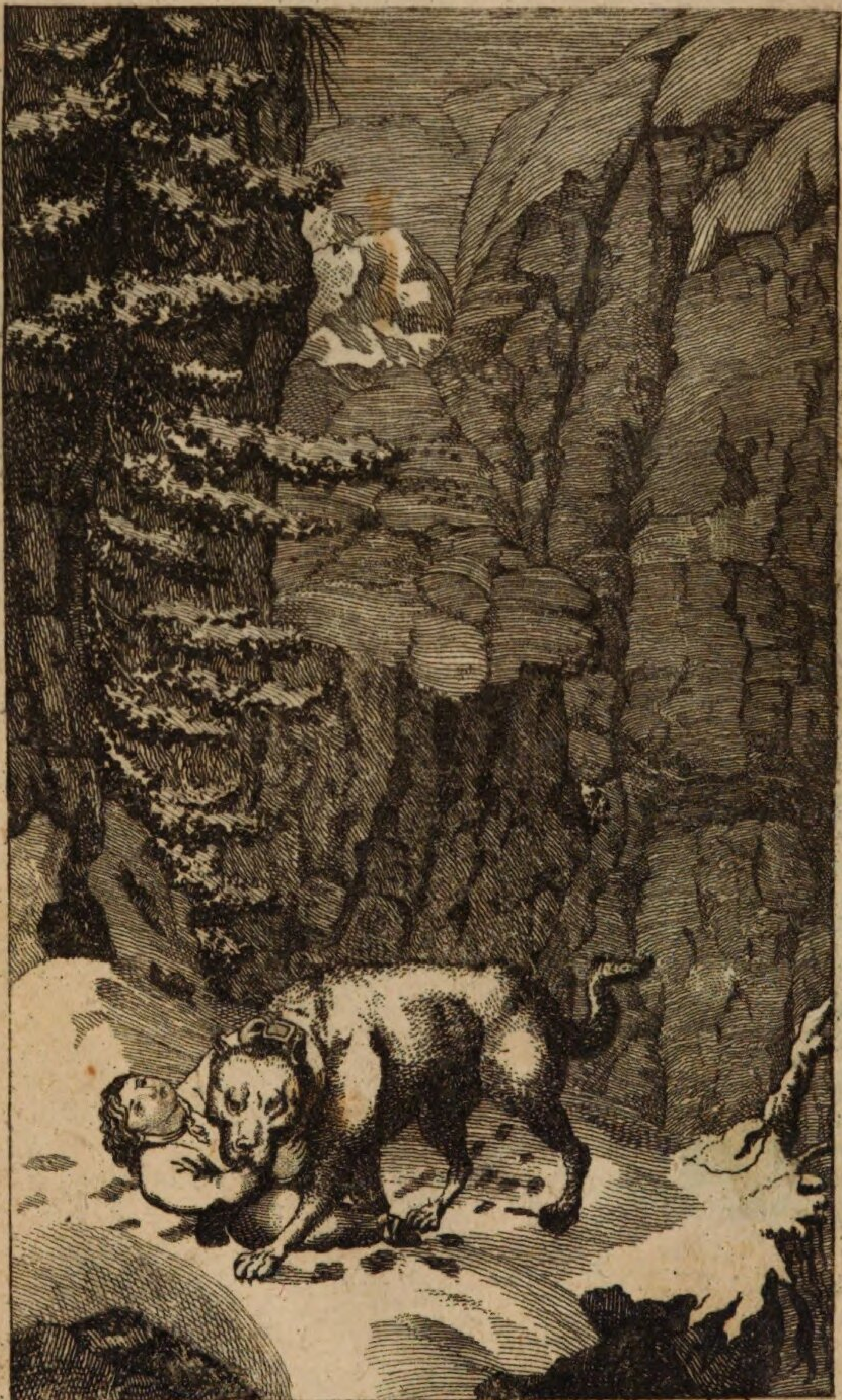

Thierseelen-Kunde

auf

Thatsachen gegründet.

Oder

hundert sieben und fünfzig

höchst merkwürdige Anekdoten

von

Thieren.

Zweiter Theil.

Mit einem Titelkupfer.

Berlin, 1805.

Inhalt.

Seite

1. Vom Hunde überhaupt. 1
2. Themis fordert Wasser, so oft ihn durstet. 12
3. Ein Spitz sorgt mit sichtbarer Ueberlegung für die Sicherheit seiner einfältigen Schafe. 14
4. Eine Lawinendogge trägt einen erstarrten Knaben aus dem Schnee zu ihrer Herrschaft. 16
5. Ein Hund versteckt den Violinbogen, weil er die Geige nicht gern hört. 19
6. Innige Theilnahme eines Windspiels an dem Schicksale seines Herrn im Gefängnisse. 19
7. Trauer eines Hundes um einen verstorbenen Knaben. 22
8. Ein Hund zündet einen sich selbst verschafften Fidibus an, und bringt ihn seinem Herrn. 23
9. Der dankbare Spitz. 25
10. Seltsame Grille einer Dachshündinn als Großmutter. 26
11. Der Hund und der Philosoph. 28
12. Ein Hund mit ausserordentlichen Gedächtnisse. 31
13. Ein Hund erkennt am Tone die Flöte seines Herrn. 31
14. Ein Hund läßt einen andern Hunde einen Beinbruch heilen. 34
15. Ein Hund mit dem wohlverdienten Nahmen Treu. 35
16. Delta, der dreyfache Erretter seines Herrn. 36
17. Ein Hund wird aus Noth ein Dieb. 38

Seite
18. Hund und Gans im Zweikampf. 40
19. Der Spitz des Blinden zu St. Roch. 41
20. Ein Pudel berauscht sich. 42
21. Der melancholische Hund. 43
22. Ein Hund holt den Freund seines Herrn zu Rettung des Letztern. 44
23. Der unbestechliche Hund. 44
24. Der Pudel und der Thaler. 45
25. Mildthätigkeit eines Hundes. 47
26. Hunde riechen und beschützen die Christen. 48
27. Ein Hund bettelt für seinen Herrn. 49
28. Die Dogge und der Studierende. 51
29. Ganelons Kampf mit einer Schlange, um das Leben eines Kindes zu retten. 52
30. Ein Hund tödtet zwei Mörder seines Herrn. 53
31. Couchon, der richtig berechnende und verständlich bittende Hund. 54
32. Des Alcibiades getreuer Hund. 56
33. Dumenil und sein Pudel, Commissär. 57
34. Sorgfalt eines Hundes für den Sohn seines Herrn. 58
35. Hunde grämen sich über den Verlust ihrer Herren zu Tode. 60
36. Ein Hund hilft seinem Herrn Schleichhandel mit Brabanter Spitzen treiben. 63
37. Eine Hündinn fordert ihr Junges von einer Lumpensammlerin zurück. 65
38. Bobie, die Laternenträgerinn. 66
39. Ein Hund rettet seinen verunglückten blinden Herrn. 68
40. Ein Pudel zu Wien trauert, weil sein Herr in der Donau verunglückt ist. 69
41. Fidele rettet ein Kind. 70
42. Ein Hund beantwortet hundert Fragen. 70
43. Merkwürdige Collision der Treue einer Hündinn gegen ihren Herrn und ihre Jungen. 74
44. Mustapha brennt im Treffen eine Kanone los, um seinen Herrn zu rächen. 75
45. Hunde retten ihren Herrn vom Tode. 77

Seite

46. Ein Pudel bestimmt zählend, wie viel von einer Sache er bringen soll. 78
47. Turlurette, eine Jagdhündinn, versteht und befolgt die Befehle ihres Herrn. 79
48. Schnell's Hunde rächen den an ihm verübten Mordstreich. 81
49. Hunde für den Krieg abgerichtet. 83
50. Soter beißt die schlafende Besatzung, um sie beim Ueberfalle des Feindes zu ermuntern. 84
51. Das Hunde-Heimweh und dessen Wirkung. 85
52. Frohe Erinnerung der Hunde an ihre verstorbenen Besitzer. 87
53. Ein Hund auf der See wittert festes Land. 89
54. La Queue, der thätige Freund seines unglücklichen Herrn. 90
55. Großmuth der Bullenbeißer gegen Kläffer oder kleine Necker. 93
56. Ein Hund sucht aus den Sachen verschiedener Personen einer jeden das Ihrige hervor. 93
57. Ein Hund ruft seinen Herrn zur Errettung der ins Wasser gefallenen Tochter herbei. 94
58. Ein Hund bellt, so oft der Kutscher seines Herrn betrunken auf dem Bocke sitzt. 95
59. Ein Hund bringt seinem Herrn die Münze desselben sammt den Beinkleidern dessen, der sie gefunden hatte. 96
60. Ein Hund zu Athen verfolgt einen Tempelräuber, und giebt denen, die ihm begegnen dieses zu erkennen. 98
61. Archanus wird durch seinen Hund vom Ertrinken gerettet. 99

62. Vom Elephanten überhaupt. 100
63. Eines Elephanten zärtliche Fürsorge für ein kleines Kind. 110
64. Ein Elephant bestraft seinen Necker. 110
65. Ein Elephant trägt ungeheißen ein löcherieht gewordenes kupfernes Wassergefäß zum Kupferschmiede. 112

Seite

66. Der Elephant, als Mordwerkzeug der Menschen im Kriege. 113
67. Folgsamkeit des Elephanten gegen seines Führers Befehle. 115
68. Folgsamkeit des gezähmten Elephanten, selbst nachdem er mehrere Jahre wieder in der Wildniß gelebt hat. 117
69. Treue und Sorgfalt eines Elephanten. 123
70. Elephanten nehmen sich ihrer Gebieter thätig an. 125
71. Der Elephant thut Scharfrichterdienste. 126
72. Der Elephant macht den Todtengräber. 126
73. Ein Elephant geht zum Wundarzte, um sich seine Wunde verbinden zu lassen. 127
74. Ein Elephant opfert aus Ehrgeiz sein Leben auf. 127
75. Ein Elephant fühlt Freundschaft gegen ein Thier anderer Art. 128
76. Ein Elephant vergißt selbst im Zorne Großmuth und Mitleiden nicht. 129
77. Zärtlichkeit und Freundschaft der Elephanten unter sich. 130
78. Ein Elephant bestraft einen Soldaten, der ihm Geschenke entzog. 132
79. Stärke und Kühnheit des Elephanten. 133

80. Das Affengeschlecht. 136
81. Häusliche Ordnung und Kinderzucht in den Affenfamilien. 138
82. Der ringelschwänzige Maki oder Makoko soll die Sonne anbeten. 143
83. Der Redneraffe. 144
84. Der zärtliche Orangutang. 146
85. a. b. Orangutangs werden als Bedlente benutzt. 147
86. Ein Schimpans-Affe hungert sich freiwillig zu Tode. 148
87. Ein Orangutang kleidet sich an, und schläft in Betten, wie ein Mensch. 149
88. Der Orangutang in der Wildniß. 150
89. Schlaukopf Kees, ein Bären-Pavian. 152
90. Ein Affe verrichtet Bedientendienste. 164

Seite

91. Affen üben blutige Rache, wenn man einen aus ihrer Gesellschaft tödtet. 164
92. Affen in Pecking scheinen die Farben zu unterscheiden. 166
93. Prügel=Kampf der großen Affen. 166
94. Gordan's und Harword's merkwürdiger Orangutang. 168
95. Der Ceylonesische Affe ist großer Kinderfreund. 169
96. Der schwarze Affe. 170

97. Ein Pferd hohlt Hülfe für seinen verunglückter Herrn. 172
98. Ein gestohlenes Pferd stellt sich stätisch vor dem Hause seines rechtmäßigen Besitzers. 173
99. Das zählende Pferd. 174
100. Capdy, das anhängliche Pferd. 175
101. Ein unbändiger Hengst bittet. 176
102. Vorsicht des Pferdes. 177

103. Ein Esel stirbt vor Schrecken. 180
104. Der Esel im Concert. 180
105, Eine Eselin versteckt das Werkzeug womit sie gezüchtigt wird. 181
106. Esel=Ueberlegung. 182

107. Eine Ziege jagt einen Löwen Furcht ein. 184
108. Ein Ziegenbock tödtet einen Luchs. 185

109. Das vertrauliche und freundschaftliche Schwein. 185
110. Gelehrigkeit des Schweins. 187

111. Der treue Peter. 190
112. Eine Katze schließt mit einem Hühnchen Freundschaft. 194
113. Zärtliche Freundschaft einer Katze. 195
114. Kindliche Liebe und Dankbarkeit einer Katze gegen ihre Mutter. 196

Seite

115. Ein Kater macht sich eine eingeklingte Thür selbst auf. 196
116. Eine Katze schneidet einer Maus den Rückzug ab. 198
117. Katze, Hund und Staar im Einverständniß. 199
118. Zwei Katzen als wahre Freundinnen. 199
119. Dankbare Freude eines Löwen. 200
120. Der Löwe Augusts von Polen. 201
121. Freundschaft eines Löwen gegen seinen Wohlthäter. 203
122. Ein Löwe schont eines bittenden Hündchens um einen Gesellschafter an ihm zu haben. 205
123. Ein Tiger an der Kette benutzt die Einfalt der Hühner und Enten. 209
124. Ein Tiger flieht vor einem Sonnenschirm. 209
125. Ein Hirsch flehet andere Hirsche um Mitleid und Hülfe an, und bittet nicht vergebens. 210
126. Der muthige Hirsch. 211
127. Mutterliebe beim Kameel durch Musik erweckt. 213
128. Zärtliche Liebe der Seekühe oder Manatis untereinander. 215
129. Der zahme Ha e. 216
130. Des Fuchses listiger Krähenfang. 216
131. Muthlosigkeit gefesselter Füchse. 217
132. Hochachtung einer Kaninchenfamilie vor ihrem Stammvater. 217
133. Die Elster zählt. 219
134. Eine Ente reitet auf einem Hunde. 22•

Seite

135. Eine Gans opfert ihr Leben aus Anhänglichkeit an ihre Mutter auf 221
136. Eifersucht und Freundschaft einer Gans. 222
137. Eine Fledermaus läßt sich zähmen. 226
138. Ein Reiher überlistet Sperlinge. 228
139. Der gutherzige Canarienvogel. 229
140. Der Canarienvogel ein Tausendkünstler. 230
141. Stiefväter=Härte und Geschwisterliebe unter Canarienvögeln. 235
142. Ein Rabe kennt seinen Herrn wieder. 237
143. Die Unerschrockenheit eines Hahns im Seetreffen rettet ein Schiff. 238
144. Besondere Stiefmutter=Sorgfalt einer Henne. 240
145. Tauben zählen die Stunden. 240
146. Tauben=Post. 241
147. Das Rothkelchen zu Quedlinburg. 243
148. Eine Bachstelze ist bis in den Tod getreue Pflegemutter. 248
149. Ein Papagey vertheidigt seinen bis zur Eifersucht geliebten Herrn. 249
150. Zärtliche Sorgfalt eines Papagey's für sein Weibchen. 251
151. Rattenliebe zu den Eltern. 253
152. Hans, ein ganz zahm gemachter Fisch. 254
153. Beurtheilungskraft der Ameisen. 255
154. Bienen im Einverständnisse mit einem Vogel. 259
155. Die Spinne. 261
156. Erfindungsgeist einer Spinne. 265
157. Die gesellige Spinne. 267

Resultate aus Beobachtungen über Thiere.

Seite

I. Erfahrung bereichert die Thiere mit neuen Begriffen. 269

II. Thiere haben auch solche Empfindungen welche aus der Vorstellung künftigen Schmerzes entspringen. 271

III. Gemeinschaftliche Vertheidigungsanstalten und Familienanhänglichkeit der Thiere. 273

IV. Die Thiere haben auch eine Sprache. 275

V. Selbst bei den kleinsten Insekten sind Spuren gleicher Eigenschaften. 284

1. Vom Hunde überhaupt.

Der Hund scheint, nächst dem Elephanten, das gelehrigste vierfüßige Thier zu seyn. Ein wilder Hund ist ein leidenschaftliches, heftiges und blutdürstiges Thier. Macht man ihn aber zu einem Hausthiere, so wird dieser feindselige Charakter unterdrückt, und von einer warmen Zuneigung, und einem steten Streben, zu gefallen, begleitet. Die Empfindungen und die natürlichen Talente des Hundes sind sehr fein. Werden diese durch Belehrung unterstützt, so erregen die Klugheit, die er zeigt, und die Handlungen, die man ihn gelehrt hat, oft unsre Bewunderung. Diese Thiere, die der Mensch unter seinen unmittelbaren Schutz genommen hat, werden auf dreierlei Art zu künstlichen Handlungen abgerichtet, oder in Ansehung ihres natürlichen Instinkts vervollkommnet; nämlich durch Strafe, Belohnung

und Nachahmung. Der Hund, der seiner Natur nach weit biegsamen ist, als die meisten andern Thiere, nimmt nicht nur schnell Unterricht an, sondern richtet auch sein Betragen nach den Sitten und Gewohnheiten derer ein, die ihm befehlen. Er stimmt sich sehr in den Ton der Familie, worin er lebt. Immer begierig, seinem Herrn oder seinen Freunden zu gefallen, treibt er wüthend die Bettler zurück; wahrscheinlich, weil er an ihrer Kleidung merkt, daß sie entweder Diebe oder Nebenbuhler in Ansehung seines Futters sind.

Jeder Hund ist zwar, so wie jeder Mensch, von Natur ein Jäger; aber beider Geschicklichkeit wird doch durch Erfahrung und Belehrung gar sehr vervollkommnet. Die Värietäten der Hunde die von der Vermischung mit Hunden aus verschiedenen Klimaten unter sich, und vielleicht mit Füchsen und Wölfen, herrühren, sind so groß, und ihre Instinkte so sehr verschieden, daß wir sie, ungeachtet sie sich mit einander begatten, für verschiedene Thier-Arten halten könnten. Welch ein Unterschied ist nicht zwischen dem natürlichen Charakter des Hirtenhundes, des Pudels und des Windspiels? Der Hirtenhund scheint, unabhängig von allem Unterrichte, von der Natur mit einem

angebornen Triebe für die Erhaltung der Schaafe und des Hornviehes begabt zu seyn. Seine Gelehrigkeit ist zugleich so groß, daß er nicht nur die Sprache und die Befehle des Hirten verstehen lernt, und ihnen treu und schnell gehorcht, sondern sogar in der Entfernung, wenn ihn die Stimme seines Herrn nicht erreichen kann, oft still steht, sich umsieht, und den Beifall oder Tadel des Hirten an dem bloßen Winken mit der Hand erkennt. Er commandirt an der Spitze einer Heerde, und seine Stimme wird besser gehört, als die Stimme seines Herrn. Seine Wachsamkeit und Activität bringen Ordnung, Disciplin und Sicherheit hervor. Schaafe und Hornvieh werden besonders seiner Aufsicht anvertraut, und von ihm mit Klugheit geführt und beschützt. Auch gebraucht er nie Gewalt bei ihnen, ausser wenn er Frieden und gute Ordnung unter ihnen erhalten will. Wird aber die ihm anvertraute Heerde von den Füchsen, Wölfen oder andern Raubthieren, angegriffen, so zeigt er ganz seinen Muth und seine Klugheit. In solchen Lagen bedient er sich seiner natürlichen und erworbenen Talente.

Groß und allgemein ist der Nutzen des Hundes in allen Welttheilen; der

Hund ist zwar nicht ganz so nützlich und brauchbar, als das Pferd und das Schaaf, aber doch in vielen Bedürfnissen des Menschen unentbehrlich.

Der Hund vertritt die Stelle des Pferdes in Ländern, wo der Schnee das Ziehen großer Lasten erleichtert. Die Grönländer haben sehr große, weiß und schwarz getiegerte Hunde, mit gerade aufstehenden Ohren. Sie sind gewissermaßen stumm, indem sie, anstatt zu bellen, nur heulen. Diese müssen ihnen die mit Seehunden beladenen Schlitten auf dem Eise, bis vor ihre Hütten ziehen. Vor einen Schlitten mit sechs Seehunden und dem Fuhrmann werden oft sechs bis zehn Hunde gespannt. Ihre Fahrt geht weit geschwinder, als mit unsern Pferden. Oft legen sie an einem Tage 15 deutsche Meilen zurück. Ihre Kost ist erbärmlich. Sie bekommen kein eigentliches Futter, sondern müssen sich dasselbe selbst suchen, und übrigens mit abgenagten Knochen und Fischgräten zufrieden seyn. Es ist ein großes Traktament für sie, wenn sie einmal etwas von dem Blute und Eingeweide eines Seehundes erhalten. Ihre gewöhnliche Nahrung sind Muscheln, oder eine Art von Beeren, die man Kräkebeeren nennt.

Wie wohlfeil sind diese Thiere gegen ein Pferd zu erhalten! — Auch in Frankreich und der batavischen Republick müssen sie kleine Wagen mit Waaren ziehen, den Bratspieß, Schleifstein, Blasebalg u. s. w. drehen. In Danzig und in ganz Norwegen werden sie in den Kaufmannsstuben und bei den Packhäusern ganz eigentlich als Wächter gebraucht. Man wählt dazu die größten Racen, die des Tages friedsam, des Nachts aber grimmiger als die Wölfe, sind.

Ausserdem gewöhnt man sie in Norwegen auch zum Vogelfange, und zum Klettern auf steile Anhöhen, wohin kein Mensch kommen kann. Mancher Pächter hält oft 16 solcher Vogelhunde. Sie sind klein, lang, geschmeidig, und haben kurze Füße. Diese Jagd ist oft sehr einträglich.

Auf Kamtschatka sind die Hunde die einzige Gattung zahmer Thiere. Sie sind weiß, schwarz oder grau, zottig, und von mittlerer Größe, abgehärtet, unermüdet, und zur schlechtesten Nahrung gewöhnt. Je längere Haare sie haben, je höher werden sie geschätzt. Die Kamtschadalen erziehen sie zu ihrem bestimmten Gebrauche. Sobald sie sehen können, werden

sie mit ihrer Mutter in eine tiefe Grube gelegt, damit sie weder Menschen noch Thiere zu sehen bekommen. Sind sie von der Mutter abgewöhnt, so werden sie in eine andere Grube gethan, bis sie erwachsen sind. Nach einem halben Jahre werden sie mit andern abgerichteten Hunden an den Schlitten gespannt. Sie laufen dann aus allen Kräften. Sobald sie zurückkommen, müssen sie wieder in ihre Grube, und das so lange, bis sie des Ziehens so gewohnt sind, daß sie eine weite Reise verrichten können; dann überläßt man sie im Sommer ihrer Freiheit, und im Winter bindet man sie an. Spät im Herbste sammelt jeder Kamtschadale seine Hunde, koppelt sie, und läßt sie eine Zeitlang hungern, damit sie leicht und behende werden. Die Luft ertönt dann von ihrem Wehklagen, und so oft sie angespannt werden, erheben sie ein jämmerliches Geheul. Die Schlitten auf Kamtschatka sind nach der besten Mechanik gebauet. Oben ist ein länglichter Korb, der aus lauter gebogenen Hölzern und zwei dünnen langen Stöcken besteht, woran diselben mit Riemen gebunden sind. Dieses Gegitter ist von allen Seiten mit Riemen umwunden, und biegt sich überall, ohne zu brechen. Der Korb ruht auf zwei gebogenen Hölzern, beide Hölzer

sind auf die Kufen gebunden, und selbige nicht über einen halben Zoll dick. Der ganze Schlitten wiegt kaum sechszehn Pfund. Wenn ein Mensch darauf sitzt, können noch ungefähr 80 Pfund sehr bequem darauf fortgebracht werden. Die gewöhnliche Ladung ist 200 Pfund, und zum Vorspann gehören vier Hunde. Obgleich die Schlitten äusserst schwach gebaut sind, so halten sie doch viel aus. Man kann mit ihnen über die höchsten Berge und Klippen fahren; sie können gegen Bäume stossen, ohne zu brechen. Die Hunde zu regieren, braucht der Reisende einen krummen Stock, der am Ende einen eisernen oder messingenen Knopf hat, und mit Schellen versehen ist. Das Geklirre dieser Schellen bedeutet den Hunden Eilfertigkeit. Wird der Stock rechts an die Seite des Schlitten gehalten, so laufen sie links, und so umgekehrt. Soll der Schlitten halten, so wird der Stock vorwärts in den Schnee gesetzt. Diese Bewegungen, das öftere Absteigen bei schlimmen Wege, und die Unart der Hunde, die immer nur gezwungen gehorchen, machen die Reise äusserst mühsam. Entsteht ein Sturm, so hat der Reisende weiter nichts übrig, als sich neben die Hunde in den Schnee zu legen, sich mit ihnen überschneien zu lassen, und so lange liegen zu blei-

ben, bis der Sturm vorbei ist, der oft einige Tage hindurch dauert. Die Hunde sind dann seine Beschützer.

Ausser diesem wichtigen Gebrauche der Hunde beim Reisen, bedienen sich die Kamtschadalen nach deren Tode noch der Haut derselben, die ihren besten Staat ausmacht. Die Kamtschadalen sind so stolz darauf, daß bei Rangstreitigkeiten oft einer zum andern sagt; wo warst Du, da ich und meine Vorfahren schon Hundskappen trugen?

Der jungen Hunde pflegt man sich statt äusserer Arzenei-Mittel zu bedienen. Schon viele Kolik-Kranke haben durch Auflegung eines lebenden jungen Hundes, auf den Leib, sich bald von diesem schmerzhaften Uebel befreiet. Durch die sanfte natürliche Wärme dieser gefälligen Thierchen werden die Folgen einer plötzlichen Erkältung allmählich, aber sicher, vertrieben.

Kindbetterinnen oder stillenden Frauen leisten die jungen Hunde, so lange sie zudem noch den Gebrauch ihres Gesichts nicht haben, vortreffliche Dienste, wenn entweder ein zu großer Ueberfluß von Milch, oder die zu tief liegenden Brustwarzen sie nöthigen, den Vorrath der ersten zu vermindern, oder die Beschaffenheit der letztern zu verbessern, ehe sie die noch schwachen

Kinder an die Brust legen. Alle Frauen, welche sich dieses Mittels bedienten, versichern einstimmig, daß in beiden Fällen kein Mittel sanfter und sicherer wäre, als das öftere Anlegen dieser kleinen Miethlinge.

Es hat, nach Linn's Versicherung, Podagristen gegeben, welche durch das Lecken junger Hunde von ihren Schmerzen befreiet worden sind. Das schlimmste hierbei war, daß ihre gefälligen Aerzte das Uebel gemeiniglich selbst erbten, und ihre Dienstfertigkeit endlich mit dem Leben bezahlen mußten. Ueberhaupt hat die Hunde von jeher das unglückliche Loos getroffen, die Märtirer der Arzneiwissenschaft zu seyn: Man hat sich kein Bedenken aus den Martern gemacht, welche man einen lebendig zergliederten Hunde anthat, um jungen Aerzten einen Begriff von thierischen Bau der innern Theile, vom eigentlichen Mechanismus des Athemholens, von den Milchgefäßen, von der Reizbarkeit der Theile, von den Wirkungen der Nerven u. s. w. geben.

Was den ökonomischen Gebrauch der Hunde als ein Nahrungsmittel betrifft, so werden diese Thiere von sehr vielen Völkerschaften gegessen, und von einigen sogar für Leckerbissen gehalten. Ihr Fell weiß man zu Handschuhen sehr

wohl zu gebrauchen. Man will sogar den Strümpfen oder Stiefeln von Hundebälgen eine sehr lindernde Kraft in der Fußgicht beilegen. Ihr Fett hat man, wenigstens vor Zeiten, häufig in solchen Krankheiten anzuwenden gesucht, wo es darauf ankommt, die gespannten festen Theile geschmeidiger zu machen.

Uebrigens ist aber der Hund durch seine Neigung zum Tollwerden oder zur Wuth ein höchst gefährliches Hausthier. Im ersten Grade dieser Krankheit werden die Hunde traurig, und suchen, wider ihre Gewohnheit, anfänglich die Einsamkeit; sie verkriechen sich, lassen Fressen und Saufen stehen, und schleichen mit herabhängenden Ohren und Schwanze schläfrig umher. Sie hören auf, zu bellen, und fangen dagegen an, zu murren und mit einem heimtückischen Gram fremde Menschen anzufallen; doch pflegen sie bei diesem Grade der Krankheit noch ihren Herrn zu scheuen. Ihr Biß beginnt aber nun schon, gefährlich zu werden.

Der zweite Grad ist, wenn sie anfangen zu keuchen, die Zunge aus ihren schäumenden Rachen hervor zu stecken, ihren eigenen Herrn zu verkennen und nach ihm, wie nach einem Fremden, heimtückisch zu schnappen. Ihr Gang ist alsdann unordentlich, bald schleichen sie

taumelnd herum, bald aber thun sie einen Schuß oder Sprung, der von der ordentlichen Bahn abweicht, fangen an die Augen zu verschliessen, die nun trübe und naß werden, und bekommen eine bläuliche Zunge. Dieser Zustand pflegt kaum vier und zwanzig Stunden vor ihrem Tode herzugehen.

Je kürzer vor ihrem natürlichen Ende man von ihnen beschädigt wird, desto gefährlicher ist ihr Biß.

Zuweilen wird man von einem Hunde gebissen und in die größte Angst versetzt, ohne zu wissen, ob er wirklich toll sei oder nicht. Um nun jedermann vor unnöthiger Besorgniß in Sicherheit zu setzen, ertheilt Petit den Rath, man solle dem gleich nach dem Bisse getödteten Hunde mit einem gekochten Stücke Fleisch die Kehle, Zähne und das Zahnfleisch zwar stark, aber doch nur so reiben, daß kein Blut dasselbe besudle. Dieses Fleisch solle man einem andern, gesunden, Hunde anbieten. Frißt er dieses Fleisch ohne anzustehen, so war der getödtete Hund zuverlässig nicht toll; weigert er sich aber, mit Winseln und Heulen, das Fleisch anzunehmen, so ist es ein sicheres Merkmal von der Tollheit

des erschlagenen. Wer schon Gelegenheit gehabt hat, das ängstliche Betragen gesunder Hunde beim Anblicke eines tollen zu beobachten, dem wird es leicht seyn, sich von der Zuverlässigkeit dieses Vorschlags zu überzeugen.

2. Themis fordert Wasser, so oft ihn durstet.

Einer der Hunde des Herausgebers dieser Thierseelen-Kunde — ein sehr kluger Mops, Themis genannt — fordert sich täglich, auf mehr als Eine unverkennbar thiervernünftige Art Wasser, so oft ihn durstet, und zwar jedesmahl von seinem Herrn, der ihm die Aufmerksamkeit, die dazu erforderlich ist, ihn zu verstehen, zu seiner Freude vorzüglich oft fühlbar gemacht hat. — Er springt, wenn ihn der Durst anwandelt, von seinem Lager auf, stellt sich, ohne alle ihm dazu gegebene Veranlassung, vor mich hin, sieht mich freundlich an, wedelt mit dem Schwanze, leckt mit der Zunge, und nieset. Dieses willkührliche Niesen heißt überall bei ihm so viel, als: „gieb mir etwas;" denn auch bei Tische, wenn er nach einem Knöchelchen giepert, pflegt er mich sanft mit einer Pfote zu

berühren und 2, 3 bis 6 mahl hintereinander zu niesen.

Sollte ich, mit oder ohne Absicht, auf jene mir gegebenen Zeichen, daß ihn durstet, nicht sogleich aufmerksam seyn, so macht er seine Sprache fühlbarer verständlich, d. h. er springt, kurz abgebrochen, an mich heran, macht mich durch diesen Stoß seiner Vorderfüße erst aufmerksam auf sich, und wiederholt dann das ganze vorhin angegebene Signalement seines Durstes.

Eine andre Art, Wasser zu fordern, ist die, daß er, wenn er mich trinken sieht, mich sanft anstößt, und bald das Bierglas bald mich wedelnd ansieht. Ich habe ihm dann zuweilen Bier (nicht Wasser) in seine Tasse gegossen, um zu sehen, ob ihn etwa ein Lüstchen anwandle, einmal mit seinem Herrn Bier zu trinken; allein er beroch es, ließ es stehen und fuhr fort Wasser zu fordern. — Ein klarer Beweis, daß ein Thier durch seine Zeichensprache nur auf allgemeine Begriffe (hier auf den Begriffe des Trinkens) hindeutet. —

Eine noch auffallendere Art, den zuweilen zerstreuten, auf diese Thiersprache nicht achtenden, Brodherrn seine Wünsche und Bedürfnisse begreiflich und recht anschaulich zu ma-

chen, ist die, daß er mich erst sanft berührt, dann mit seiner ganzen kleinen Kraft gegen die Kammerthür anspringt, bis ich sie ihm aufklinke; jetzt stößt er die Thür auf, geht freudig in die Kammer, sieht sich um, ob ich ihm folge oder wenigstens Aufmerksamkeit schenke, erhebt sich in diesem Falle zu einem dort stehenden Waschtische, und beäugelt mit leckender Zunge und wedelndem Schwanze die Wasserflasche. Kürzer verständigt er sich in dieser Art, wenn er in der Stube irgendwo eine Caravine oder ein Glas Wasser sieht.

3. Ein Spitz sorgt mit sichtbarer Ueberlegung für die Sicherheit seiner einfältigen Schaafe.

Herr v. H., ein dem Sammler wohlbekannter glaubwürdiger Mann, erzählt folgende Anekdote als Augenzeuge. — Ich fuhr einst im Sommer, an einem heißen Nachmittage, auf der ordinairen Post zwischen Glogau und Breslau. Der Weg war sandig, doch mit einigen Graspartien und grünen Gesträuchen besetzt. An beiden Seiten befanden sich Wiesen, wo Schaafe weideten. Der Wagen schlich im Sande langsam dahin. Links, etwa

30 Schritt vom Wege, im Schatten eines wilden Birnbaums, lag der Hirte auf dem Bauche mit dem Gesichte auf seinen Armen, und schlief. Die Schaafe gingen einzeln zerstreut umher und fünf oder sechs von ihnen frassen die spärlichen Gräser mitten im Wege zwischen den Geleisen an verschiedenen Stellen.

Als wir näher kamen, richtete der neben seinem Herrn liegende Spitz sich auf, betrachtete das schwerfällige Fuhrwerk und schien abzuwarten, ob die im Fahrwege weidenden Schaafe nicht von selbst so klug seyn würden, Platz zu machen. Da keines derselben sich hiezu bereitwillig zeigte, so trabte er, noch gerade zu rechter Zeit, rasch herbei, biß die dummen Thiere, nämlich nur diejenigen, die zwischen den Geleisen graseten, eins nach dem andern in die Hinterkeulen, zerte, stieß und jagte sie ein wenig seitwärts, und machte solchergestalt in ein paar Secunden den Weg leer und rein. Darauf trat er neben den vorüberziehenden Wagen, sah Pferde und Menschen an, sah noch ein Weilchen hinter uns her, und ging dann, im Schritte, wieder unter den Baum zu seinem Herrn, der ununterbrochen fortschlief. Das Auffallendste war, daß der Hund dieß Geschäft, ohne alles Bellen, ganz sacht verrichtete. Unmöglich konnte man

sich der Ueberzeugung erwehren, daß er, aus eigenen Antriebe, den Schaden, der den Schaafen von den Pferden und dem Wagen hätte zugefügt werden können, erwog, und daß er ihn verhüten, zugleich aber auch seinen Herrn nicht aufwecken wollte.

4. Eine Lawinendogge trägt einen erstarrten Knaben aus dem Schnee zu ihrer Herrschaft.

Die Schweizergebirge sind an verschiedenen Orten mit einer ungeheuern Menge Schnee bedeckt, und dieser Schnee liegt über grundlosen Tiefen, worin oft unerfahrne Reisende den Tod finden. Zuweilen erheben diese colossalischen Massen von Schnee sich bis in die Wolken; und da sie keinen andern Grund als einen abschüssigen Felsenrand haben, der in eine Spitze zuläuft, so erschüttert sie die mindeste Bewegung; unversehens rücken sie fort, stürzen mit dem Krachen des Donners herab, und verschütten Menschen und Vieh auf immer rettungslos.

Um denen in diesen unzugänglichen und wilden Gegenden nur zu häufigen Gefahren vorzubeugen, hat man Wirthshäuser errichtet, in welchen verirrte oder arme Wanderer etwas

Nahrung und für den Augenblick eine Rettung finden.

In diesen Wirthshäusern ist es Sitte, große Doggen aufzuziehen, um die steilen und krummen Fußsteige zu umlaufen. Diese Hunde haben gewöhnlich geflochtne Flaschen mit Lebenswasser an einer eisernen Kette um den Hals hängen; diese reichen sie dem von Müdigkeit entkräfteten Reisenden, um ihn bei dem ihn umgebenden Schnee etwas zu erwärmen; dann leiten diese vierfüßigen Menschenfreunde die ungewissen Schritte des Verirrten zu dem für ihn bestimmten Wirthshause.

Als eine, dieser Doggen, wie gewöhnlich, ihre Ronde hielt, traf sie einen sechsjährigen Knaben, dessen Mutter in die Schneetiefe gefallen war, so daß er sie nicht wieder finden konnte. Angriffen von der strengen Kälte, entkräftet vom Hunger, lag dieser kleine Unschuldige kraftlos am Wege, und winselte. Die Dogge lief auf ihn zu, und zeigte, den Kopf in die Höhe hebend, ihm den erquickenden Liqeur, den er zum Behuf für Reisende herum trug. Das Kind, von der Beschaffenheit dieses Anerbietens nichts verstehend, bebt vor Schrecken, und macht eine Bewegung sich zu retten. Das Thier hebt, um ihm Muth einzuflößen, die

Pfote sanft in die Höhe, legt sie weit sanfter noch auf seine kleinen Füsse, und leckt ihm die vom grimmigen Froste verkrümmten Hände.

Das Kind versteht nichts von den freundschaftlichen Beweisen und stillen Versicherungen, und macht einen Versuch aufzustehen, aber seine Füße, seine Arme, sein ganzer Körper ist so starr, daß er sogleich wieder zurückfällt. Mitleid mit des Kleinen Schwäche macht die gute Dogge erfinderisch; entweder aus Geselligkeit und Menschenfreundlichkeit, um das erstarrte Kind zu erwärmen, oder um Zutrauen einzuflößen, legt sich der Hund auf des Knaben flachen Leib, und drückt sich ganz fest an ihn. Das Kind wird erquickt durch die wohlthätige Wärme des Hundes, schmiegt sich selbst nun fest an das Thier, und zutrauensvoll umfaßt es endlich den Hund mit beiden Händen. Das wohlthätige Thier trägt es so mit großer Vorsicht bis zum Wirthshause, wo man nicht ermangelt, alles zur Erwärmung Nothwendige herbeizuschaffen.

Dieser Zug von Wohlthätigkeit erregte lebhafte Rührung in allen Kantons umher. Ein reicher Privatmann nahm die kleine Waise zu sich; ließ sogar diese rührende Begebenheit von einem geschickten Künstler zu Bern mahlen; und dies Gemählde wurde dann in dem Hau-

se, dem die gastfreundliche Dogge gehörte, aufgehängt.

Schweizerreisen, 3. Theil.

5. Ein Hund versteckt den Violinbogen, weil er die Geige nicht gern hörte.

Einstmahls besuchte Herr Cortin den Goldschmiedt Mörch in Koppenhagen, und da er bei ihm auf dem Tische eine Violine fand, fing er an, auf derselben zu spielen. Ein kleiner brauner Hund, der kein Liebhaber von Musik zu seyn schien, sprang sogleich auf einen Stuhl, der Cortin an der Seite stand, und kratzte ihn mit seiner Pfote auf den rechten Arme, um ihn zu bewegen daß er zu spielen aufhören möchte. Dieser legte darauf die Violine und den Bogen wieder auf den Tisch; kaum aber hatte er sie weggelegt, so sprang der Hund vom Stuhle auf den Tisch, nahm den Bogen in das Maul, und trug ihn unter ein Bett, das in der Stube stand.

6. Innige Theilnahme eines Windspiels an dem Schicksale seines Herrn im Gefängnisse.

Ein Officier, Namens Saint Leger zu Vincennes, im Kriege von Saint Bar-

thelemi gefangen, wollte ein Windspiel, das er aufgezogen hatte und sehr liebte, gern bei sich haben. Aus einer in Gefängnissen sehr gewöhnlichen Grausamkeit aber schlug man ihm dies unschuldige Vergnügen ab, und führte das Windspiel in seine Wohnung.

Den Tag darauf kommt das Windspiel nach Vincennes allein zurück, und hebt an, unter dem Fenster der Warte, wo der Officier verschlossen war, zu bellen. Saint Leger tritt hervor, und sieht durch das Gitter: mit einer besondern Freude erkennt er sein Windspiel. Das Windspiel macht tausend Luftsprünge, um auch seiner Seits die Freude zu bezeugen, welche es empfindet. Der Herr wirft diesem liebkosenden Thiere ein Stück von seinem Brode vor, und dieser frißt es mit großem Appetit. Saint Leger verzehrt in seinem Gefängnisse gleichfalls ein Stückchen Brod, und ungeachtet der dicken Mauer, welche sie trennt, essen sie beide zusammen, wie zwei gute Freunde.

Dieser Freundschafts-Besuch war nicht der letzte. Bald von seinen Freunden, und selbst von seinen Anverwandten, welche ihn für verloren hielten, verlassen, bekam der unglückliche Gefangene während vier langer Jahre keinen

andern. Was es auch für Wetter war, Regen, Frost oder Schnee, das treue Thier ließ nicht einen einzigen Tag hingehen, wo es seinen Herrn, so lange dessen Gefangenschaft dauerte, nicht besucht hätte.

Die nicht erheuchelte Anhänglichkeit dieses Thieres an seinen Herrn wird gewiß jede gute, fühlende Seele interessiren; hier aber sehe man noch einen andern Zug, der den ersten vielleicht noch übertrifft, und selbst bei einem vernünftigen Wesen rühren würde. St. Leger war sechs oder sieben Monathe nach seiner Befreiung gestorben, und da wollte, nach einem so großen Verluste, sein treues Windspiel nicht länger im Hause bleiben; den Tag nach der Beerdigung ging es zurück auf die Festung Vincennes — man sehe hier, warum:

Ein Thürsteher an dem Vorhofe hatte dieses so schöne als einnehmende kleine Thier schon immer gern gesehen. Gegen die Gewohnheit der Leute dieser Art, war dieser Mensch von der Anhänglichkeit und Freundlichkeit desselben gerührt worden, so daß er ihm die Mittel unter die Warte zu kommen, um seinen Herrn zu besuchen, und dann ganz sicher wieder weggehen zu können, erleichtert hatte.

Von Erkenntlichkeit für einen solchen Dienst durchdrungen, blieb das Windspiel den Rest seines Lebens bei dem wohlthätigen Thürsteher. Das Merkwürdige dabei ist, daß, obschon dieß Thier seinem zweiten Herrn seinen Eifer und seine Dankbarkeit bewies, man doch nichts destoweniger schließen mußte, daß sein Herz immer seinem ersten Herrn zugehörte. Gleich jenen edlen, gefühlvollen Menschen, die, nach dem Verluste eines innig geliebten Gegenstandes, den vielleicht selbst entlegenen Aufenthaltsort des letztern je zuweilen wieder besuchen, um so sich eine Art von Trost zu holen — ging dieß gefühlvolle Thier oft in die Gegend, wo St. Leger einst verschlossen war, hing an ihr mit einem Blick voll Trauer, und betrachtete ganze Stunden lang das dunkle Fenster, wo dieser liebe Herr so viele Mahle ihm zugelächelt, und sie mit einander so herzlich und vergnügt gekos't und gegessen hatten.

(Staats-Gefangene, 4 Th.)

7. Trauer eines Hundes um einen verstorbenen Knaben.

Mancher zweifelt, ob die Bienen bei Nantes so dankbar waren, daß sie, als ihre Wohl-

thäterinn starb, sämmtlich in die Stadt flogen, um sich auf den Sarg zu setzen. — Es ist allerdings sonderbar und unerklärlich; indessen erlebte ein vorurtheilsfreier, und von allem Aberglauben sehr entfernter Mann, ein ähnliches Beispiel. Er kaufte seinem ersten Sohne zum Vergnügen einen Hund. Dieser blieb ungefähr ein Jahr im Hause, und hatte an diesem Kleinen die größte Anhänglichkeit. Nach und nach aber wurde er beißig, so daß man ihn entfernte und sich nicht mehr bekümmerte, wohin er gekommen sey. Wirklich hatte man ihn monatelang nicht mehr gesehen. Jetzt starb der Knabe. — Am Tage seines Begräbnisses, in dem Augenblicke, als der Wagen vor das Haus kam, in dem die Eltern desselben zur Begleitung der Leiche mitfahren sollten, erschien der — seitdem nie wiedergesehene — Hund, legte sich unter den Wagen, und harrte unter demselben, bis der Sarg aus dem Hause war. Dann lief er weg, und ward nie wieder gesehen.

8. Ein Hund zündet einen sich selbst verschafften Fidibus an, und bringt ihn seinem Herrn.

Heilig versicherte Freville, als Augenzeuge, die Wahrheit folgender Handlungen eines

Hundes von außerordentlichem Verstande: der Herr des Thieres, ein alter Officier, voll Lustigkeit und Laune, brauchte dasselbe völlig wie einen Bedienten: er gab ihm Briefe an verschiedne Personen von seiner Bekanntschaft, und brauchte bloß ihre Namen ganz deutlich zu sagen, so lief das thätige Thier augenblicklich fort, und nicht lange, so brachte es, falls es welche erhalten hatte, die Antwort zurück.

Kam der Herr von einem Besuche oder einer Gasterei zurück, so nahm der Hund ihm gleich sein Rohr ab, und stellte es an seinen Ort, brachte dann die Pantoffeln herbei, und nahm die Schuhe und trug sie zur Köchinn, um sie zu reinigen.

Wenn der Herr Tabak rauchen wollte, so rief er nur: „Hund! marsch, meine Pfeife!“ und der Hund brachte die Pfeife. „Nun den Taback!“ und schnell brachte der muntre Diener ihn herbei.

Eines Tages hatte der Herr die Absicht, auf Kosten des Hundes sich zu erlustigen, und trug ihm deshalb auf, Feuer zum Anzünden der Pfeife zu holen. Zu gleicher Zeit zeigte er ihm die glühenden Kohlen auf dem Kamine, an dem er sich wärmte. Der Hund springt sofort dahin; kommt aber leer wieder; geht

dann von neuem drauf los, aber nur um sich noch schleuniger zurückzuziehen.

„Hurtig, Hund!" — fuhr der Herr verdrüßlich fort — „brenne mir diese Pfeife an!" Was macht der Hund? Er läuft zu einem Besen von Birkenreisig, zieht einige Ruthen heraus, und legt sie ins Feuer. Dann packt er diese Art von Fidibus an dem nicht brennenden Ende, und reicht es sehr zufrieden seinem Herrn dar. — (Belehrungen aus dem Thierreiche.)

9. Der dankbare Spitz.

Auf einer Reise von Göttingen nach Hannover, in der Postkutsche, erzählt Hr. J. Sanders, Mechanicus in Bremen, hatte einer von den Passagieren einen Spitz bei sich im Wagen. Da ich ein großer Freund dieser Thiere bin, so gab ich mich beständig mit ihm ab, und fütterte ihn auch, besonders, da sich sein Herr nicht um ihn bekümmerte. Zwischen Tiedenwiese und Hannover geräth der Hund in eine lebhafte Bewegung, macht Versuche aus dem Wagen zu kommen, springt bald an mir, bald an seinem Herrn in die Höhe und wedelt mit dem Schwanze.

Ich glaube, der Hund will ein Bedürfniß befriedigen, heisse daher stille halten, und lasse ihn hinaus. Nun fängt er an, zurück zu rennen, uns allen ist das Betragen des Hundes ein Räthsel. Nach einer guten halben Stunde kommt das dankbare Thier zurück gerannt und trägt — meinen Hut im Maule, der mir, ohne daß ichs gemerkt hatte, aus dem Wagen gefallen war.

10. Seltsame Grille einer Dachshündinn als Großmutter.

In dem Dorfe Schönberg, eine halbe Stunde von Berlin, in dem dortigen Landhause des Geheimen-Raths B — —, lebt jetzt (August 1804) eine sonderbare Familie Dachshunde. Das Haupt derselben ist eine Hündinn, Nahmens Belline. Ihre erwachsene Tochter heißt Betty. Letztere warf unlängst zwei Junge. Kaum war dieses geschehen, so vertrieb die nunmehrige Großmutter Belline ihre Tochter Betty, von den beiden Kleinen, legte sich zu ihnen, säugte sie und bekam auch sofort Milch, obgleich sie selbst seit langer Zeit sich mit keinem Hunde eingelassen und keine Junge geworfen hatte. Betty wuß-

te vor Angst und Milchstechen sich gar keinen Rath; ihren Kindern durfte sie sich nicht nahen, weil die Großmutter dieß nicht gestattete, und im Hause stellte sich anfänglich niemand das Leiden der armen Sechswöchnerinn groß genug vor, bis endlich ihr unruhiges Gewinsel, Schreien und Bellen, so anhaltend und unerträglich wurde, daß man auf den Gedanken gerieth, die junge Nachkommenschaft zu theilen. Es ward demnach Eins von den Jungen der Großmutter Belline in einem besondern Neste übergeben, das Andre der Betty, als der eigentlichen Mutter, in ihrem selbsteingerichteten Lager gelassen. Hiebei hat letztere sich beruhigt, und so ziehen beide Alten nunmehr beide Junge zwar in aller Verträglichkeit nebeneinander groß, doch so, daß keine der Alten duldet, daß das Kind der Andern an ihr saugen darf. Jedes muß sich mit seiner Pflegerinn begnügen. Da die Erziehung der Großmütter unter den Menschen selten viel tauget, und die Enkel davon gewöhnlich an Leib und Gemüthe verdorben werden, so ist man neugierig bei dieser Gelegenheit zu erfahren, ob dieß unter den Thieren der nämliche Fall ist.

11. Der Hund und der Philosoph.

Als Lessing in Wolfenbüttel lebte, meldete sich einst ein Liefländer bei ihm, der übel gekleidet war, und sehr deutliche Spuren des Grams und des Kummers in seinem Gesichte trug. Als Lessing ihn fragte, wer er sey? sagte der Fremde: „ich bin ein Philosoph.“ — Damals — ungefähr vor dreißig Jahren — war das philosophische Handwerk noch nicht so gemein, wie in unsern Tagen, und daher fiel Lessingen diese Antwort schon sehr auf. Auf die Frage: was sein Begehren wäre? zog er ein schmutziges Manuscript aus dem Busen, und sagte dabei mit philosophischer Kürze und Stärke: „ich arbeite hier an einer Schrift über die höhere Bestimmung des Menschen, die ich gern vollenden möchte, aber ich habe kein Dach und Fach, und kein Brodt. Geben Sie mir eine Kammer in Ihrem Hause, und nothdürftig Brodt; ich will mein Buch hier fertig schreiben.“ Lessing war unter den wenigen edleren Menschen gerade derjenige, der durch eine so seltsame Anrede am leichtesten zu gewinnen war. Ohne Bedenken bewilligte er die Bitte des Fremden. Der Philosoph, — er ging nun unter diesem

Namen, — erhielt ein Zimmer und freien Tisch, auch Taschengeld zu seinen kleinen Bedürfnissen. Er lebte froh und ungenirt in Lessings Hause, und wurde wie einer von der Familie angesehen und behandelt. In dem Buche sollen, wie Lessing sagte, einige gute Züge gewesen seyn. Die Sprache war aber nicht nur unelegant, sondern auch ungrammaticalisch und undeutsch. Als Lessing den Verfasser hierauf aufmerksam machte, sagte der Philosoph in seiner gewöhnlichen lakonischen Weise: „Daß weiß ich; aber das kann man ja in der Vorrede mit wenigen Worten anzeigen, daß ich diese Dinge nicht verstehe." —

Der Philosoph war übrigens ein sehr linkischer Mensch, und hatte ein ungefälliges Aeußere. Dabei hatte er einen großen schmutzigen Hund, der nie von seiner Seite wich, und besonders bei Tische sehr beschwerlich war. Als man einst zu Lessing sagte, daß man wohl den Philosophen, aber nicht seinen Hund leiden könnte, versetzte er mit einiger Wärme: „Sie wissen noch nicht, was es mit diesem Hunde für eine Bewandtniß hat. Der Hund ist eine Zierde des Philosophen. Auf seinen Wanderungen traf der Philosoph diesen Hund entkräftet und beinahe verschmachtet am Wege

liegen. Der Philosoph hatte zwei Wecke (Semmel) in der Tasche. Er warf dem Hunde einen davon hin, den dieser heißhungrig verschlang; und von diesem Augenblicke verließ der Hund den Philosophen nie. Ueberlegen Sie, daß in dem Augenblicke die beiden Wecke der ganze Vorrath an Lebensmitteln war, die der arme Wanderer besaß. Er theilte redlich. So lange ich noch einen Wecken habe, — setzte Lessing hinzu, — soll der Philosoph einen halben davon haben." —

Der Philosoph blieb die herbe Winterzeit, ungefähr fünf Monate, im Lessingischen Hause. Da das Frühjahr heranrückte, und das Wetter milder, die Tage länger wurden, sagte er einst am Abend, als man vom Tische aufstund, ganz unerwartet zu Lessing: „Morgen früh werd' ich abreisen." — Lessing, der den festen Sinn seines Mannes kannte, führte ihn in ein anderes Zimmer, und — gab ihm Reisegeld. — Am nächsten Morgen, ehe die Familie aufgestanden war, nahm der Philosoph seinen Stab, und setzte, in Begleitung seines Hundes, seinen Weg weiter fort.

11. Ein Hund mit außerordentlichem Gedächtnisse.

Ein Beispiel von einem vortreflichen Gedächtnisse bei einem Bullenbeißer erwähnt d'Obsonville. Dieser Hund, den er selbst, als derselbe zwei Monate alt war, in Indien aufgezogen hatte, begleitete ihn und einen Freund von Pondichery nach Benglor, welche beide Oerter über dreihundert Stunden von einander entfernt sind. „Wir brachten auf unsrer Reise, sagte er beinahe drei Wochen zu, und mußten über Ebenen und Berge, durch Flüsse, und zwar auf verschiedenen Nebenwegen, gehen. Das Thier, das vorher noch nie in dieser Gegend gewesen war, verlor uns in Benglor, und lief sogleich nach Pondychery zurück. Es ging geraden Weges nach dem Hause des Herrn Beylier, der damals Befehlshaber der Artillerie, und mein Freund war, und mit dem ich in Gemeinschaft gelebt hatte."

13. Ein Hund erkennt am Tone die Flöte seines Herrn.

Zur Zeit Mazarins lebte ein berühmter Flötenbläser, Namens Sulpiz. Einst ging

dieser in ein Wirthshaus, wo er sich betrank, und nebst seinem Hunde einschlief. So wie er schnarchte, zog ihm ein Liebhaber der Flöte, der neben ihm seinen Wein trank, unbemerkt die Flöte aus der Tasche, und schlich stille davon.

Als der Betrunkne seinen Rausch verschlafen hatte, stand er auf. Sein erster Gedanke war, sein Instrument hervorzuholen. Er greift in die Tasche, wendet sie um, sucht, wendet sie wieder um... keine Flöte ist da... Sie war vortrefflich, und er schon länger als zwanzig Jahr daran gewöhnt. Sein Gesicht glüht. Er fragt den Weinhändler, den Aufwärter, die übrigen Trinker, ob man seine Flöte nicht gesehen habe. Von allen hört er Nein.

Er fängt darauf einen großen Lärm an; aber Alles ist fruchtlos, die Flöte kommt nicht wieder. — Er ging zu Haus.

Schon hatte er eine gute Strecke zurückgelegt, als an einem Eckhause sein Hund mit dem Schwanze wedelt, sich dann seinem Herrn gegenüberstellt, freudig in die Höhe springt, und ihn am Fortgehen zu verhindern sucht. Der Herr, mißvergnügt und ärgerlich, stößt ihn zurück, und schlägt ihn. Der Hund geht aber

von seinem Verfahren nicht ab, und wiederholt dasselbe Manoeuvre verschiedene Male.

Der erstaunte Sulpiz weiß nicht, welcher Ursache er solch einen Eigensinn zuschreiben soll; voller Gedanken bleibt er stehen.... und bemerkt endlich hinter sich die Töne einer Flöte; das Herz schlägt ihm, ohne daß er sich den Bewegungsgrund hätte angeben können. Neugier, sein noch frischer Verlust, und Muthmaßungen vermögen ihn, etwas zurückzugehen. Sein Hund wird noch einmal so munter; und scheint seinen Herrn an den Rückgang dringend zu mahnen, läuft voran, und bellt aus Leibeskräften, gerade vor dem Hause, woraus die melodischen Töne schallten.

Aufmerksam horcht jetzt der Tonkünstler auf, und sein Zweifel geht bald zu einer Art von Ueberzeugung über. „Ob ich hingehe" sagt er zu sich selbst. Er geht hinein. Sein Hund, vor Eifer glühend und voller Freuden, folgt, und kratzt, wie rasend, an der Thür des unbekannten Spielers.

Der Flötenbläser vernimmt das Geräusch und öffnet, die Flöte in der Hand, die Thür. „Das ist meine Flöte — schreit Sulpiz voll Wuth — bei der heiligen Jungfrau sie ist's! Mein Name steht noch auf der Klappe!" Das

verhielt sich so. — Keine Silbe Antwort. Der überwies'ne entweder kann das Augenscheinliche nicht läugnen. Er war ein leidenschaftlicher Flötenspieler, und schon längst eifersüchtig auf das Talent des Sulpiz. Durch das Stehlen seines Instruments hatt' er ihm auch seine Geschicklichkeit zu rauben geglaubt. Mit Schande überhäuft, und ganz ausser Fassung, stotterte er einige Silben hervor; und giebt sie ohne die geringste Schwierigkeit zurück.

Sulpiz verlangt nichts weiter; er drückt seinen Hund an sich, und eilt voller Freuden davon.

14. Ein Hund läßt einem andern Hunde einen Beinbruch heilen.

Der Chirurgus Morand zu Paris (so erzählt der Verfasser der Philosophie de la nature) hätte einen Freund, dessen Hund das Bein gebrochen hatte; aus Gefälligkeit gegen seinen Freund nahm er das Thier in die Chur und stellte es vollkommen wieder her. Einige Zeit darauf, als der Chirurgus in seinem Cabinette arbeitete, kratzte etwas an seiner Thür; er ging nach dieser hin, öffnete sie und sah mit dem größten Erstaunen den nämlichen

Hund, den er geheilt hatte, hereintreten. Derselbe hatte einen andern Hund bei sich, dem das nämliche Unglück begegnet war, und der sich langsam und mit vieler Mühe seinen Führer nachschleppte. Dieser fing an, Herrn Morand zu schmeicheln und zu verstehen zu geben, was er wünsche.

15. Ein Hund mit dem wohlverdienten Beinamen Treu.

Der Koch eines reichen Geistlichen hatte einen Hund, dem er den Namen Treu gegeben hatte. Eines Tages schickte man dem Herrn Abt vier Ortolanen.

Diese wurden gespickt, und am Spieße gebraten. Der Koch bückte sich einen Augenblick, um eine Kohlenschaufel zu langen, während dessen erwischte eine Katze die feisteste derselben, und trug sie fort.

Welcher verdrüßliche Handel für den armen Koch? Wie konnt' er dem äußerst strengen Herrn Abt statt der vier ihm anvertrauten Ortolanen drei auftischen? Hier war nichts für den fassungslosen Koch zu thun, als davon zu gehen. Schon war dazu Anstalt gemacht, als er auf einmal zu seinen Füßen seinen Hund

lustig mit dem Schwanze wedeln und ganz vorn in der Schnautze den noch ganzen Vogel halten sah.

Treu hatte den Diebstahl bemerkt, den Räuber schnell auf den Heuboden verfolgt, war brav Sturm auf ihn gelaufen, und hatte so, nicht ohne Gefahr, den Leckerbissen gerettet. Der Kutscher, der diese Scene mit angesehen hatte, stattete sogleich Bericht davon ab; und der entzückte Koch belohnte seinen Hund mit einem guten Stück Rindfleisch.

16. Delta, der dreifache Erretter seines Herrn.

Beim Wiederausgraben der Städte Pompeji und Herkulanum, die nach Plinius unter die vom Vesuv ausgeworfene Lava verschüttet wurden, fand man eine Menge seltner Gegenstände; worunter auch das Gerippe eines Hundes war, ausgestreckt über das Gerippe eines Kindes von zehn bis zwölf Jahren.

Die über das Aufgraben dieser alten Verschüttung gesetzten Gelehrten muthmaßten aus der Lage dieses Thieres, daß es selbst in diesem

erschrecklichen Unglück das Schicksal seines jungen Herrn habe theilen wollen. Was ihre Meinung bestättigte, war das nachmahlige Auffinden eines künstlich gearbeiteten Halsbandes von Silber, welches jetzt in der prächtigen Gallerie des Großherzogs von Toskana zu sehen ist. Man entdeckte, wiewohl mit Mühe, eine griechische Inschrift auf demselben, welche besagt, daß dieser Hund, den man Delta nannte, einem Privatmanne, Severinus zugehörte. Bei drei Gelegenheiten hatte er seinem Herrn das Leben gerettet; einmal indem er ihn aus einem See zurückbringen half, worin er beinahe ertrunken war; dann indem er fünf Räuber verjagte, die ihn unvermuthet überfielen; und das dritte Mal, indem er eine wüthende Wölfinn erwürgte, die den Severinus schon zerfleischte, weil er ihr sieben Junge in einem Haine Dianens, nahe bei Herkulanum, weggenommen hatte.

In der Folge schmiegte Delta sich auf eine ganz besondere Art an Severinus einzigen Sohn an; überall folgt' er ihm, ließ ihm nicht das geringste Leid zufügen, und nahm sogar keine andre Nahrung, als aus der Hand des Kindes.

Die Umstände und das beigefügte Denkmahl setzen die Existenz des Hundes von Herkulanum außer Zweifel; sie beweisen, daß dieses gefühlvolle Thier seinen jungen Herrn nicht hat verlassen wollen, und daß er, da Rettung für jenen unmöglich war, in der allgemeinen Zerstöhrung mit ihm umkam.

17. Ein Hund wird aus Noth ein Dieb.

Im Jahre 1784 ließ ein Schleichhändlerschiff einen Hund bei Boomer auf der Küste von Northumberland zurück. Da er sich von jedermann verlassen fand, fing er an Schafe zu stehlen und zu zerreissen, und richtete so großen Schaden an, daß er das Schrecken der ganzen Gegend in einem Umfange von beinahe zwanzig englischen Meilen wurde. Man erzählt, daß wenn er ein Schaf gefangen, er ihm ein Loch in die rechte Seite gebissen, und, nachdem er das Fett auf den Nieren weggefressen, dasselbe liegen gelassen habe. Die Schäfer trafen mehrere Schaafe in diesem Zustande noch lebendig an, und wenn sie die gehörige Sorgfalt anwandten, wurden dieselben wieder hergestellt, und warfen nochmals Jun-

ge. Wegen dieses leckern Appetits kann man sich leicht vorstellen, welche Verheerungen er angerichtet haben muß: denn das Fett von Einem Schafe hat schwer täglich zur Stillung seines Hungers hingereicht. Seine Räubereien hatten die Pächter in solche Unruhe gesetzt, daß sie mancherlei Mittel anwandten, um seiner habhaft zu werden oder ihn zu tödten. Man hetzte Hunde auf ihn, allein wenn diese an ihn hinkamen, legte er sich auf den Rücken, als wenn er um Gnade bäte, und in dieser Lage versuchte kein Hund ihm etwas zu Leide zu thun. Er blieb so lange ruhig liegen, bis sich ihm Menschen näherten, worauf er aufstand und davon lief. Die Hunde setzten ihm nicht nach, so lange man sie nicht wieder auf ihn hetzte. Eines Tages verfolgte man ihn von Howick aus gegen dreißig Meilen weit, allein er kam wieder dahin zurück, und tödtete noch den nämlichen Abend einige Schafe. Bei Tage hielt er sich beständig auf einem Felsen auf dem Heugh-Hügel bei Howick auf, wo er eine Aussicht auf vier Straßen hatte, die dahin führten. Endlich wurde er doch, im März 1785, nach vielen vergeblichen Versuchen, daselbst erschossen.

18. Hund und Gans im Zweikampf.

Bei einer im Elsassischen angestellten Jagd sprang ein vortrefflicher Hühnerhund in einen Kanal, der mit Steinen eingefaßt war, und verfolgte eine Gans. Die Heftigkeit des Hundes mußte die Aufmerksamkeit der Jäger auf sich ziehen; doch schien dies ihnen anfänglich nur eine gewöhnliche Begebenheit zu seyn. Aber bald verwandelte sie sich in einen bewundernswürdigen Zweikampf. Die Gans floh aus allen Kräften, ihr Feind aber holte sie bald wieder ein. In dieser Verlegenheit setzte die Gans sich zur Wehre, gab ihm verschiedene Hiebe mit dem Schnabel, und bespritzte den Hund, indem sie mit den Flügeln so heftig ins Wasser schlug, daß sie ihn auf einige Augenblicke blind machte. Dann benutzte sie den Aufschub, den sie dadurch erhielt, und fing von Neuem an zu fliehen. Der Hund verfolgte sie wieder; kaum aber war er ihr nahe gekommen, so gebrauchte sie wieder ihre Flügel im Wasser, um ihn abzuhalten. Dieser Streit dauerte eine gute Stunde, dann verließ der Hund auf einmal die Spur seines Feindes, ward einen Sandhügel im Wasser gewahr, und begab sich dahin. Jeder von den Zuschauern

glaubte, daß das Gefecht geendigt wäre, legte der Gans die Ehre des Sieges bei, und bewunderte den Hund, daß er im Kampfe so lange ausgehalten habe. Wie groß war aber ihr Erstaunen, als sie den Hund auf dem Hügel sich erheben, mit einem lebhaften und abgemessenen Satze seinem Feinde auf dem Rücken springen, ihn beim Halse fassen und erwürgen sahen!

19. Der Spitz des Blinden zu St. Roch.

Ein Blinder hatte zur einzigen Gesellschaft einen schwarzen Spitz: er war lebhaft, munter und zudem voll Liebe gegen seinen Herrn. Auch sorgte sein Herr mit der größten Aufmerksamkeit für ihn, und liebte ihn so sehr, daß er sich für ihn oft des Bessern, was er hatte, beraubte.

Von der Freundlichkett dieses kleinen Hundes eingenommen, kaufte ihn eine benachbarte Gewürzhändlerinn den Armen ab, der aber nur äußerst schwer sich darein ergab.

Der Tischgenosse des Blinden blieb wirklich in seiner neuen Wohnung, ohne aber deshalb seinen alten Wohlthäter zu vergessen. Er lief

nicht nur sehr häufig nach St. Roch, wo dieser gewöhnlich war, um ihn hier zu liebkosen, sondern er trug ihm noch Stücken Geld hin, welche er auf dem Komtoir sehr geschickt maus'te. Der Arme, seines Unglücks ungeachtet, rechtschaffen und fromm, brachte eines Tages dem Manne der Gewürzkrämerin einen halben Gulden davon zurück. Geizig bis zum Uebermaaß, beging der Gewürzkrämer die Grausamkeit, das erkenntliche Thier mit einem derben Fußtritte zu tödten.

(Neue Versuche über die Erziehung Th. 1

20. Ein Pudel berauscht sich.

Ein kleiner deutscher Fürst hatte einen gut abgerichteten Pudel, der neben seinem Herrn auf einem eignen Stuhle am Tische saß, und mehr als ein Glas Wein zu sich nahm. Nicht selten trank sich derselbe ein Räuschgen. So wie er mit seinem Herrn bei Tische gezecht hatte, fuhr er auch gewöhnlich nach Tische mit demselben spatzieren. Und so wie manchem Trunkenbold unter den Menschen der Schlag rührt, so ging auch er trunken aus der Welt. Es sprang nämlich einmal der Schlag der Kutsche, worin er schwankend saß, von dem star-

ken Fahren auf; der berauschte Pudel stürzte heraus, und wurde gerädert.

21. Der melancholische Hund.

Die Nachbarn des St. Olaus-Kirchhofes zu London waren Zeugen einer außerordentlichen Ergebenheit eines Hundes gegen die Leiche seines Herrn. Während einer langen Krankheit hatte der Hund seinen Herrn nicht aus den Augen gelassen; er sah ihn in den Sarg verschliessen, und folgte ihm heulend zur Grabstätte. Sobald das Leichenbegängniß vorüber war, floh er, statt denen zu folgen, die ihn riefen, in ein Loch eines verfallenen Grabmahls, nahe an dem Orte, wo sein Herr ruhete. Dieses Loch, kaum groß genug, um ihn zu fassen, blieb seine Wohnung. Er floh allen Umgang mit den Lebenden, und ging nur dann aus seiner Höhle hervor, wenn ihn der Hunger dazu zwang. Er schleppte sich dann nach einem benachbarten Hause, wo man ihm etwas zu fressen vorwarf. Sobald er die Gabe verzehrt hatte, kehrte er in seine Höhle zurück. So lebte das treue Thier zehn Jahre. Endlich vermißte man ihn ein paar Tage lang. Aus Neugier suchte man ihn auf, und fand

ihn todt auf dem Grabhügel, unter welchem sein Herr längst verwesen war.

22. Ein Hund holt den Freund seines Herrn zur Rettung des Letzten.

Nicht weit von einem kleinen Fort in America fiel ein kleines Scharmützel vor. Die den Engländern zugethanen Wilden verwundeten einen gewissen Hauptmann Grey von der Gegenparthei. Die Wilden hielten ihn für todt, scalpirten ihn, (zogen ihm die Kopfhaut ab) und ließen ihn auf dem Schnee liegen. Sein treuer Hund kam und leckte ihm den Kopf; lief dann ins Fort zurück, und suchte den vertrautesten Freund seines Herrn auf, gegen welchen er so unruhig, ängstlich und sonderbar that, daß dieser bewogen wurde, mit einigen Soldaten demselben nachzufolgen. Der Hund brachte sie zu seinem Herrn, der noch ohnmächtig da lag. Man trug ihn ins Fort, und er wurde glücklich von seinen Wunden geheilt.

23. Der unbestechliche Hund.

Vor einigen Jahren — erzählt Herr K. W. Meier — machte ich mit einem Freunde ei-

ne Fußreise durch den Oberharz und einen Theil von Sachsen. Wir wollten durch Böhmen gehen, allein die Herbstwitterung erlaubte es nicht. Von Dresden nahmen wir die Post, um schneller nach Berlin zurück zu kommen. Unterweges spricht mein Freund mit mir zur Nachtzeit in einem Posthause beim Kaffeetrinken über allerlei erfahrne Hudeleien, und äußert durch Worte und Geberden sein Mißfallen. Mein Pudel, den ich jetzt sieben Jahr habe, sieht, wie jener mit einem Finger mir auf die Brust stößt, nimmt das übel und packt meinen Freund vor die Brust, sich in dessen Jabot und Weste verbeißend. Erschrocken ruft Jener: Was? deinen Hund hab' ich die vier Monat unsrer Reise gefüttert, du hast ihm nichts gegeben; und nun will er mich beißen? Lachend erwidre ich, indem ich den Hund losspreche: Bruder! sieh hier, daß uns die Hunde treuer als die Menschen sind.

24. Der Pudel und der Thaler.

Welch Thier ist klüger als der Pudel, sagt ein Schriftsteller, der ein guter Beobachter ist. Champion, ein Hund dieser Art, war abgerichtet worden, Geld zu den Freunden sei-

nes Herrn zu tragen. Eines Tages, als dieser vierfüßige Bediente einen Auftrag dieser Art erhalten hatte, bekam er einen sehr lebhaften Streit mit seinen zänkischen Cameraden.

Der Hund war brav, und verlangte nach nichts so sehr, als sich zu rächen; ein großes Hinderniß aber hielt seinen kriegerischen Eifer auf. Er hatte einen Laubthaler in seiner Schnauze, und seine Gegner, die durch seine Verlegenheit ihm überlegen waren, bissen ihn tüchtig an Hals und Hinterbacken, ohne daß er sich hätte vertheidigen können.

Die Lage war schwierig. Man sehe aber was der Pudel that: er versteckte seinen Thaler in einer angrenzenden Allee, dann kam er muthig wieder zurück, und stürzte rasend auf seine Feinde los. Ob schon ein Dutzend gegen ihn waren, sprengte er sie doch auseinander, und setzte sie außer Stand zu streiten.

Nach diesem Scharmützel kam unser Champion ganz athemlos, um seinen Thaler wieder zu holen: fand aber nichts, als die leere Stelle. Ein dienstfertiger Spaziergänger hatte ihn klüglich zu sich genommen. Champion, voller Verlegenheit, zog sich zurück, schloß den Schwanz zwischen die Beine, und ließ die Ohren hängen. Traurig schlich er durch die Straß-

se Quincampoix, als er Münze klingen hörte: Der Buchhalter eines reichen Wechlers füllte eben in einem Saale in dem untersten Stockwerk Geldsäcke.

Diesen günstigen Umstand benutzte der Hund, um seinen Fehler gut zu machen. Durch ein offnes Fenster in das Gemach springen, des benöthigten Thalers sich zu bemächtigen, eben so geschwind, als er herein gekommen war, wieder hinausspringen, und, ungeachtet der Stockprügel, womit die schnellen Bedienten ihm den Rücken maßen, ausreißen, und seines Geschäfts sich entledigen, das alles war das Werk weniger Augenblicke.

Man wird wenigstens zugeben, daß dies für ein Thier, sich mit Kopf aus dem Handel ziehen, heißt. So entging der Pudel den Streichen, welche sein Streit ihm unfehlbar zugezogen haben würde. Sein Herr, welcher davon benachrichtigt wurde, sorgte dafür, daß er statt des geraubten Thalers den Tag darauf einen andern hintrug.

(Kunst, den Geist zu bilden, 2 Th.)

25. Mildthätigkeit eines Hundes.

Der Hund macht es gewissermaßen sich zur Pflicht, seine Dankbarkeit und Empfindsamkeit

gegen einen andern Hund zu zeigen. Sie leisten sich wechselseitig Dienste, stehen einander bei, und kommen ihren Bedürfnissen zuvor. In der Stadt Tours hat man einen Hund, die ganze Woche hindurch, Knochen für eine Hündinn, die richtig alle Montage mit einem Bauer zur Stadt kam, verstecken sehen. Er ging ihr nach; macht' ihr tausenderlei Liebkosungen, und führte sie selbst zu dem Orte, wo er den Speisevorrath für sie gesammelt hatte.

26. Hunde riechen und beschützen die Christen.

In Carien wurden von der christlichen Besatzung des Schlosses St. Peters große Hunde gehalten, die Aussenwerke des genannten Schlosses zu bewachen; wohin christliche Sclaven von allen Seiten aus Natolien zu flüchten pflegten.

Diese Hunde hatten so eine feine Nase, daß sie die Christen von den Türken unterschieden. Sobald ein flüchtiger Christ kam, liefen sie ihm entgegen: einige Hunde führten ihn auf die Mauern, andre fielen über die ihn verfolgenden Türken her.

Ein Christ, dem die Türken auf dem Fuße nachfolgten, lief, und fiel in eine Cisterne.

Da fand ihn einer der Hunde, beroch ihn, und erkannte ihn für einen Christen.

Aus der Cisterne den Christen zu ziehen, war dem Hunde unmöglich; das dienstfertige Thier darbte sich also an seinem Futter ab, und brachte dem Christen alle Tage ein Stück Brod. Endlich ward der Hund mager.

Niemand begriff, woher diese ungewöhnliche Magerkeit komme, und die Neugierde reitzte die Menschen, Achtung zu geben, wohin der Hund sein Brod trüge. Bei dieser Nachforschung entdeckte man den Christen und zog ihn heraus.

27. Kapuziner bettelt für seinen Herrn.

Dreißig Jahr hatte Sandalet, ein Ludwigs-Ritter, Ludwig dem Vierzehnten gedient, und war nicht reicher geworden; so lange Dienste wurden ihm mit einem mäßigen Gnadensolde von siebenhundert Franken vergolten.

Das traurigste für unsern Officier waren seine vielen Wunden, er war ganz verstümmelt.

Was nun mit dreißig Sous den Tag anfangen? Zum Glück hatte Sandolet einen Hund. Wenn er kein Brod mehr im Hause hatte, öffnete er den Schrank, rufte seinen Kapuziner, so hatte er seinen Hund benannt, und sagte zu ihm: Es ist nichts mehr in der Raufe, Freund! marsch, und fouragire!"

Nur zu gut verstand Kapuziner dieß Zeichen und diese bedeutungsvollen Worte.

Sein Herr band ihm dabei einen kleinen ledernen Beutel an das Halsband, das er trug, und dahinein steckte er Zetteln an die guten Seelen, die an Sandolets Elend Theil nahmen. Der pünktliche Abgesandte trug sie an die gewohnten Personen. Mit demüthiger und unterwürfiger Miene zeigte er sich, und dann senkte er den Kopf, damit man das Circulare herausnehme.

Die Antwort erwartend nahm Kapuziner den Weg nach der Küche, wo man nicht ermangelte, ihm einige Brocken zu geben. Sobald er aber die gewünschte Antwort erhalten hatte, lief er eilig weiter, und machte so zwölf bis funfzehn Besuche in Einem Morgen. Vergebens würde jeder andre, der nicht von der Bekanntschaft unsers Kriegers war, ver-

sucht haben, den Schatzmeister bei seiner Rückkehr anzugreifen; er wies sogleich die Zähne.

Wenn seine Wege beendigt waren, kehrte Kapuziner zu seinem Herrn zurück, welcher seinen Beutel schnell untersuchte, und von ganzem Herzen ihn liebkos'te.

28. Die Dogge und der Studirende.

Der Sohn eines Stellmachers, welcher unter der Regierung Ludwigs XIII. in dem Collegium zu Plessis die Schule besuchte, hatte einen großen Fleischerhund abgerichtet, seine Bücher ihm dorthin zu tragen, und wieder abzuholen. Einmal, als der pünktliche Bote zu zeitig kam, hörte er ein Geschrei. Es kam von dem Schüler, welchem jene Dogge angehörte. Der Vorgesetzte desselben wollte nämlich ihn eines Versehens wegen züchtigen lassen.

Die Dogge sprang sogleich wüthend hinzu, und machte Miene den Schlagenden zu zerreißen. Dieser entfloh; die Dogge aber zerrte seinen jungen Herrn am Kleide, und führte ihn in das väterliche Haus, ohne daß jemand sich ihm zu widersetzen gewagt hätte.

(Neue Versuche über Erzieh. 2 Th.)

29. Ganelons Kampf mit einer Schlange, um das Leben eines Kindes zu retten.

Ein Edelmann in Burgund, in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, hatte ein einziges noch sehr junges Kind, welches er, nach dem Tode der Mutter, einer Amme, und zwei Wärterinnen übergab. Der Herr war auf die Jagd gegangen, und Amme und Wärterinn ließen das schlafende Kind in der Wiege schlossen die Thüre seines Zimmers ab, und gingen ihrem Vergnügen nach. Auf einmal erhob der beim Kinde gebliebene Hund, Ganelon, ein gräßliches Geheul. Die Wärterinnen liefen herbei — man fand den Schlüssel in der Angst nicht, man stieß die Thüre auf. Das Kind war unbeschädigt, aber der Hund lag todt da, und neben ihm eine ebenfalls todte Schlange, die ihn zum Theil noch umwickelt hatte, und durch das offengebliebene Fenster hereingekommen seyn mochte. Alle Spuren waren vorhanden, daß das beschützende Thier für das Leben des Kindes gekämpft hatte. — Die Dankbarkeit des Edelmanns errichtete dem Thiere ein Denkmahl.

30. Ein Hund tödtet zwei Mörder seines Herrn.

Folgenden merkwürdigen Zug von Hundetreue meldet man aus dem Meiningischen. Ein Mann aus dem vor dem Rhöngebürge gelegenen Städtchen Waldbehrungen ging in die benachbarte Gegend, um einige Schulden einzukassiren. Schon nahte sich der Abend, als er mit 300 Fl. den Rückweg von einem Freunde, von welchem er eben noch 100 Fl. empfangen hatte, in seine Heimath antrat. Auf seines Freundes Vorstellung, daß die einbrechende Nacht in dem noch zu passirenden Walde bei der bekannten Unsicherheit des Weges sehr leicht ein Unglück für ihn herbeiführen könnte, erwiederte er ganz gelassen: Was das betrifft, so verlasse ich mich auf die Treue und Anhänglichkeit meines Hundes. Er ging. Mehrere in die Schenke eingekehrte Burschen entfernten sich nach und nach auch. Der Wirth schöpfte Verdacht. Von einigen Nachbarn begleitet eilte er, seinen Freund einzuholen, und zur Rückkehr zu bewegen. Sie waren noch nicht lange im Walde, als ein Schuß fiel, der sie veranlaßte, von weiterer Nachforschung abzustehen. Erst am folgenden Tage waren sie beherzt genug, weitere

Untersuchung anzustellen. Welch ein Anblick überraschte sie! Zwei in Stücke zerrissene menschliche Körper lagen neben dem todt zur Erde gestreckten Wanderer, und diesem zur Seite hatte sich der Hund postirt, der durch keine Schmeichelei zu bewegen war, seinen Herrn; der seine Geldkatze noch immer um sich hatte, verabfolgen zu lassen. Selbst die herbeigeholte Frau des Verunglückten vermochte nicht, den Hund zu besänftigen und ihn von seinem Posten wegzulocken. Man war daher genöthigt, das treue Thier zu tödten, um den Leichnam und das Geld zu bekommen. Die zerfleischten Körper erkannte man für die im Wirthshause gewesenen Gauner. Die übrigen hatten unstreitig die Flucht ergriffen.

31. Chouchou, der richtig berechnende und verständlich bittende Hund.

Chouchou liebte seinen Herrn ungemein, er wurde von ihm wieder geliebt, und diese beiden Freunde waren unzertrennlich. Einst als sein Herr eine Wasserpartie machte, kam ihm Chouchou ganz wider seine Gewohnheit athemlos nach. Der Kahn stieß vom Ufer ab; der

Hund voll Eifer will hinein springen und fällt in das Wasser. Er kommt nicht ausser Fassung, sondern fängt an, aus allen Kräften nachzuschwimmen; kann ihn aber nicht erreichen.

Was fängt das arme Thier in einer solchen Verlegenheit an? er geht aus dem Flusse heraus, läuft geschwind längs dem Ufer hin, springt dem leichten Kahne, welcher seinen Herrn davon trägt, voran, bis er hinlängliches Terrain gewonnen zu haben glaubt, und springt wieder in den Fluß. Noch aber hat er nicht richtig gemessen; Chouchou verfehlt den Kahn aufs neue.

Jedoch wird Chouchou nicht verdrüßlich. Ermüdet, daß er fast nicht mehr fort konnte, verläßt er den Fluß, um noch einmal längs dem Ufer hinzulaufen. Diesmal nimmt er den ihm nöthigen Vorsprung zweifach, und es glückt' ihm nach Wunsch. Er stürzt sich von neuem in den Strom, aber statt große Kräften aufzuwenden, um zu seinem Herrn, der jetzt hinter ihm war, zu kommen, begnügt er sich, den Lauf des Kahns zu beobachten, und gegen ihn hinzuschwimmen; wo er denn mit eben so viel Freude als Bewunderung aufgenommen wurde.

Sey es aus Nachlässigkeit oder Vergessenheit geschehen, eben dieser Chouchou bekam oft

kein Wasser. Einmal quälte ihn der Durst, und er fand nichts zu saufen. Er wendete sich an verschiedene Personen im Hause, aber vergebens, denn man wußte nicht, was er wollte. Der Hund machte sich bald verständlich: nahm geschwind einen kleinen hölzernen Napf, worin man ihm sein Wasser gab, in die Schnautze, und trug ihn zu seinem Herrn, indem er ihn so lange unverwandt ansah, bis er Wasser erhielt.

32. Des Alcibiades getreuer Hund.

Farnabazes, des persischen Königs erster Minister, ließ auf Anstiften Lysanders, Tirannen von Athen, den Alcibiades meuchelmörderisch umbringen. Ohne Mißtrauen (denn er glaubte unter der Wache des heiligen Gesetzes der Gastfreundschaft sich in Sicherheit) fiel der große Grieche, von einem Pfeilregen durchbort, welche abgesandte Meuchelmörder auf ihn abschossen, als sie sein Haus in Brand gesteckt hatten, und er, halb nackend, den Flammen entfliehen wollte.

Sein treuer Hund, der ihm gefolgt war, und in seiner Schnauze ein Paquet wicht'ger Briefe trug, wurde ebenfalls mit Wunden

überdeckt. Sterbend wie sein Herr, bemühte sich dieses edelmüthige Thier noch, die Pfeile aus dem Körper seines hingestreckten, im Blute schwimmenden Herrn herauszuziehen; bis denn Perimandra, des verrathenen Helden unzertrennliche Freundinn, ihr Kleid zerriß, um seinen Ueberrest zu bedecken, und ihm den letzten Dienst zu erweisen.

33. Dumenil und sein Pudel Commissair.

Unter Ludwig XIII. lebte ein Mahler Namens Dumenil, welcher so bettelarm war, daß er z. B. in der grimmigsten Kälte bloß ein Kamisol von grünem Papier trug, das denn zwar genau dem Tuche ähnlich sah, aber doch nicht wärmte.

Ueberdrüssig, bloß trocknes Brod zu essen und Wasser zu trinken, kam Dumenil auf den Einfall, einen großen Pudel, den er Commissair hieß, zum Stehlen abzurichten, welches ihm auch so wohl gelang, daß bald Kaninchen, Rebhühner und Hasen vollauf bei ihm an der Wand hingen.

Er setzte dieß ziemlich lang fort, bis man ihn endlich darüber ertappte, als er eben an

der Ecke einer Straße von seinem Pudel einen gestohlnen Kapaun in Empfang nahm. Natürlich und billig mußte er, so lächerlich von einer Seite die Sache auch war, nun ins Gefängniß wandern.

34. Sorgfalt eines Hundes für den Sohn seines Herrn.

Ein Kaufmann hatte einen Hund, der aber nicht zu den besten Wächtern gehörte. Es wurde also beschlossen, ihn zu verkaufen. Allein auf die Fürbitte des Sohnes im Hause, welcher diesen Hund eben so sehr liebte, als er von ihm geliebt wurde, duldete man ihn noch eine Zeit lang. Es war auch wirklich Niemand in dieser Familie, dem jener Hund so sehr ergeben war, als diesem Jüngling, ob er gleich auch von andern Wohlthaten empfing, und von demselben nichts weniger als verzärtelt wurde. Ihm folgte, ihm gehorchte er am liebsten, gegen ihn äußerte er am meisten seine Liebe und Freundlichkeit. Es verflossen, zur großen Freude des für seinen Liebling so sehr eingenommenen Jünglings, mehrere Monate, ohne daß jener Entschluß, den Hund aus dem Hause zu entfernen, wieder in Anregung gebracht wurde. Endlich aber kam die-

ser Vorschlag abermals zur Sprache, und der Hund sollte, als ein für seine Bestimmung unbrauchbares Thier, aus dem Hause geschafft werden. Um eben diese Zeit geschahe es, daß ihn sein junger Herr auf einen Spaziergang mit sich nahm. Bei einem Flusse fiel es diesem ein, sich zu baden; er zog also seine Kleider aus, und ließ den Hund am Ufer dieselben bewachen. Der Hund ging nicht von der Stelle, ließ aber kein Auge von seinem Herrn ab, da er im Wasser war. Bald darauf wurde der Jüngling unsichtbar, aber in eben diesem Augenblicke, als ihn das getreue Thier nicht mehr sahe, sprang es sogleich in den Fluß, suchte ihn, und gab sich alle Mühe, denselben mit seinen Vorderfüßen, die es um den Leib desselben schlang, in die Höhe zu heben. Es mag immer seyn, daß jener Jüngling, wie er versicherte, nicht in Gefahr war, zu ertrinken, sondern daß er sich freiwillig unter das Wasser tauchte, so ist es doch außer allem Zweifel, daß ihn sein Hund aus der Gefahr retten wollte, und daß er bei dieser Gelegenheit seine Treue und Geschwindigkeit zeigte. Seit dieser Zeit erwarb er sich auch die allgemeine Liebe der Familie, und man sahe es für Pflicht an, ihn im Hause zu behalten. Sollte dieß nicht auch eine Pflicht

gegen alle Thiere seyn, welchen wir auf irgend eine Art verbunden sind, insonderheit, da es ein sehr möglicher Fall ist, daß sie uns wieder ähnliche wichtige Dienste leisten können?

25. Hunde grämen sich über den Verlust ihrer Herrn zu Tode.

a) Ein Knabe in Athen, von einem liebenswürdigen und gelehrigen Charakter, hatte von seiner Wiege an einen kleinen Hund zu seinem Vergnügen. Dieses Thier hing so an seinem jungen Herrn, daß es selten eine Stunde ohne ihn war. Beim Spatzierengehen lief es bellend und munter vor ihn her; voll Freuden kam es wieder zu ihm zurück, entfernte sich dann, um noch einmal zurückzukommen, und durch Liebkosungen ihm seine Freude zu bezeigen. Allemal aß es mit diesem Kinde; schlief in der Nacht zu seinen Füssen, stand mit ihm zugleich auf, und beide fingen ihren Tag damit an, mit einander zu spielen. Dieser besondern Anhänglichkeit wegen nannte man den treuen Hund Phileros (der Liebende des Liebenden).

Eines Tages hing sich dieser junge Athener, als er vom Fenster hinab Gaucklern und Pantomimen zusehen wollte, unbehutsam hinaus; er

verlor das Gleichgewicht, stürzte unglücklicher Weise aus dem ersten Geschoß auf den Kopf, und blieb todt vom Falle. Phileros that einen Sprung hinter ihm her, stürzte sich hinab auf den Platz, und brach ein Bein.

Unempfindlich aber gegen seinen Schmerz, und einzig mit dem Schicksale seines Herrn beschäftigt, kroch Phileros um ihn her, leckte ihn unter Geheul, und lehnte sich sanft unter seinen Körper, als wollt' er ihn aufrichten.

Während der Zurüstungen zum dem Leichenbegängnisse, verließ Phileros den erstarrten Körper seines Freundes nicht, und folgte dem Leichenzuge. Wie er an den Begräbnißplatz kam, erhub er ein klägliches Geschrei, und blieb fünf Tage an dem Grabe liegen. Von dem Bedürfnisse der Nahrung gedrängt, kam er nach dem Hause zurück, und fraß ein wenig; lief sodann auf die Kammer des Kindes, suchte überall nach seinem beerdigten jungen Freunde und starb bald darauf vor Kummer.

(Griechische Grabschriften. Band 2.)

b) Ein Domherr des Stiftes von Salanches, in Savoyen, hatte das Unglück, bei seiner Zurückkehr von einem Besuche, den er einem Freunde gemacht hat, in einen Graben

zu fallen. Er blieb auf der Stelle todt, und so sehr man sich auch aller Orten nach ihm erkundigt hatte, so war es doch vergeblich, ihn ausfindig zu machen. Man muthmaßte also ein Unglück, das ihm wiederfahren sey, und mit diesem schrecklichen Gedanken beschäftigt, setzte sich seine Haushälterin zufälliger Weise an den Rand dieses Grabens, wo sie über den Verlust ihres Herrn weinte und wehklagte. Der Hund des unglücklichen Domherrn, der den Leichnam seines Herrn nicht verlassen hatte, hörte ihre Stimme, und gab durch ein Geheul zu erkennen, daß er in der Nähe sey. Man zog den todten Körper aus dem Graben, und brachte ihn nach Hause, ohne daß ihn der Hund nur einen Augenblick verlassen hätte. Er legte sich unter den Sarg, begleitete ihn nach der Kirche, wollte in die Gruft hinein springen, und starb drei Tage nachher vor Schmerz, ohne daß er das Geringste zu sich nehmen wollte.

c) Einen ähnlichen, bis in den Tod treuen Hund hatte auch ein Prediger in Augsburg. Als dieser erkrankte, wollte sein Hund durchaus nicht von dem Bette seines Herrn weggehen. Da jener starb und begraben wurde, folgte der Hund der Leiche bis auf den Kirchhof.

Des folgenden Tages bekam er vor Gram die Wuth, und mußte erschossen werden.

d) Der Hund eines Soldaten in Kopenhagen folgte gleichfalls dem Sarge seines Herrn, und war kaum von dem Grabe wegzubringen. Ungefähr acht Tage darauf, traf man ihn wieder auf dem Kirchhofe an, wo er auf dem Grabe seines Herrn starb.

e) Im Anfange des Jahrs 1804 starb zu Brüssel eine Dame, welche auf der ganzen Welt nichts so sehr liebte, als ihren Hund. Wenigstens hatte sie das Glück, wieder geliebt zu werden. Vierundzwanzig Stunden nach ihrer Beerdigung fand man das treue Thier todt auf ihrer Gruft liegen.

39. Ein Hund hilft seinem Herrn Schleichhandel mit Brabanter Spitzen treiben.

Ein Mann in Flandern, der Schleichhandel mit Brabanter Spitzen trieb, bediente sich dazu auf folgende Art eines abgerichteten großen Hundes. Er hatte ihn scheeren lassen, und sich das Fell eines andern Hundes von

gleichem Haare und gleicher Größe verschafft. Nun wickelte er die Spitzen um seinen Hund, und zog ihm das geborgte Kleid über, welches so genau anschloß, daß es unmöglich war die List mit Augen zu entdecken. Dann sagte er bloß: „Vorwärts, Freund!“ Auf diese Ordre wanderte der Hund fort, und schlüpfte hurtig, durch die Thore von Malines oder Valenciennes, die über diese Art Schleichhandel gesetzten Aufseher vorbei.

Wenn der Hund die Stadt durchpassirt war, paßte er seinem Herrn von weitem im freien Felde auf, welcher ihn dann einholte, und auf diese Weise mit der gefährlichen Fracht immer glücklich zu seinem Ziele gelangte.

Der Gewinn des betriebsamen Schleichhändlers war so beträchtlich, daß er in fünf bis sechs Jahren ein großes Vermögen zusammenbrachte. Hierüber neidisch, machte einer seiner Nachbarn die Acciseofficianten darauf Aufmerksam, beschrieb ihnen den Hund, und diesem wurde nun mit allem Fleiße aufgepaßt.

Der Hund schien aber diese große Aufmerksamkeit der Accisebedienten in ihren Augen zu lesen, und wußte, Trotz aller Hindernisse, ihnen dennoch vorbeizukommen. Bald sprang er über den Wall, bald durschwamm er die Grä-

ben, bald schlüpfte er ihnen verstohlen unter irgend einen Wagen oder zwischen den Beinen eines Durchgehenden vorbei, und wenn es ihm an Einem Thore nicht gelingen wollte, lief er nach einem andern, so daß er jedesmal sein Ziel erreichte.

Eines Morgens endlich, als er durch die Gräben von Malines schwamm, trafen ihn drei Flintenschüsse, und er starb im Wasser. Man fand für mehr als fünftausend Thaler der kostbarsten Spitzen bei ihm.

37. Eine Hündinn fordert ihr Junges von einer Lumpensammlerinn zurück.

Eine Lumpensammlerinn in Paris stahl einst einem Gewürzkrämer einen jungen Hund, der noch sog. Die eben abwesende Mutter dieses Hundes kam bald zurück, und bemerkte ihren Verlust. Die Diebinn war schon weit fort; die Hündinn aber lief geschwind ihrer Spur nach, und fand sie, wie sie an einem abgelegnen Orte den Jungen Hund festband.

Nahe hinzu wagte die arme Hündinn sich nicht, aber von weitem fing sie mit jener Kraft zu bellen an, welche Natur und Verzweiflung geben. Ihr klägliches Schreien lockte andre Hun-

de herbei. Die aufgestörte Lumpensammlerin steht sogleich auf, bewaffnet sich mit ihrem Stocke, läßt den kleinen Hund an ihrem Korbe, und läuft auf die Bellenden zu.

Diese laufen bald vor bald rückwärts; einige greifen das zerlumpte Weib von hinten an, um sie in die Beine zu beißen; andre zerren sie an den Lumpen ihres zerfetzten Rocks, und entspringen geschickt ihren Schlägen.

Während sich die zornige Lumpensammlerinn in großen Schritten von dem jungen Hunde entfernt, und auf die rachsüchtigen Hunde stärkere Ausfälle wagt, bedient sich unsre Hündinn, statt der ihr mangelnden Gewalt, der List; ruhig läßt sie ihre Cameraden bellen; macht aber indeß einen weiten Umweg, und stürzt gerade auf ihr Junges los, zerreißt mit den Zähnen das Band, woran es befestigt war, läuft mit ihm fort, und gewinnt glücklich das Haus ihres Herrn wieder.

38. Bobie, die Laternenträgerin.

Bobie, eine kleine Dogge, hatte man abgerichtet, in ihrer Schnauze zwei kleine Laternen zu tragen, die an den Enden eines Stocks befestigt waren. Hierin bestand fast ihr einzi-

ges Geschäft, aber sie verrichtete es sehr klug, und mit einer außerordentlichen Pünktlichkeit.

Bobie gehörte einem Malteserritter, Namens Leblanc in Paris. Dieser war reich und gab öfters Feten. Nach geendigter Mahlzeit, wenn die Gäste im Begriff waren wegzugehen, kam auf den ersten Ruf unsre Laternenträgerinn; die in dem Vorzimmer beständig Schildwache hielt, sogleich gelaufen, wedelte mit dem Schwanze, daß man ihr die Kerzen anzünden sollte, und waren sie angezündet, so nahm Bobie, sobald jemand sich empfahl, die Laterne zwischen die Zähne, lief voran, langsam die Treppe hinab, und leuchtete den Leuten sehr höflich bis an die Hausthür; dann lief sie schnell wieder hinauf, um bei eintretendem Falle ihr Geschäft von neuem anzufangen.

Der Dienst der kleinen Bobie beschränkte sich nicht blos auf das Innere des Hauses, sondern erstreckte sich auch außerhalb desselben, und auf eine sehr befriedigende Weise. Man sah sie ihren Herrn aus der Straße Vaugirard, wo er wohnte, bis zum italiänischen Schauspielhause begleiten. War das Schauspiel zu Ende, so lief Bobie, auf den ersten Ruf, von einem Bedienten begleitet, dem Ritter zu leuchten. Kam sie an eine, zwischen dem Pflaster,

von zusammengelaufenem Wasser entstandne Lache, oder lag ein Stein im Wege, so blieb Bobie geflissentlich stehen, setzte ihre Laterne nieder, und zeigte, um allen Irrthum zu vermeiden, an, daß hier etwas im Wege, oder Gefahr in den Koth zu kommen sey.

39. Ein Hund rettet seinen verunglückten blinden Herrn.

Ein Blinder hatte in einem Wirthshause bei Paris einige Züge zu viel gethan. Ungeachtet seines Hundes und seines Stocks konnte er doch den Weg nicht wieder finden. Statt in die Stadt zurückzugehen, schlug er sich links und kam ins weite Feld, wo er in einen tiefen Graben fiel, und ein Bein brach.

Sein Hund blieb am Rande des Grabens, bis zum Morgen liegen, dann aber lief er nach der nicht weit entfernten Heerstraße, und bellte den ersten, der ihm begegnete, aus allen Kräften an. Dies war ein Knabe, der sogleich einen Stein aufhob, womit er dem Hunde drohte; dieser floh schnell nach dem Graben, und fing noch stärker an zu bellen. Der Knabe folgte ihm und schleuderte ihm den Stein nach. Wie der Stein noch auf dem Rand des Grabens

zurollt, springt der Hund darauf los, und bleibt ohne den geringsten Laut von sich zu geben, liegen.

Dieses plötzliche Verschwinden, und das darauf folgende tiefe Stillschweigen reizen die Neugierde des Knaben. Er läuft hinzu, und will sehen, was aus dem Hunde geworden ist. Wie groß ist sein Erstaunen! er sieht ihn lebendig neben einem Menschen liegen, der dem Anscheine nach ermordet ist. Er ruft ihn, der Blinde antwortet mit sterbender Stimme, und bittet um Hilfe. Der Knabe ruft sogleich Leute herbei. Der Unglückliche wird behutsam aus dem Graben gezogen, man bringt ihn in einer Sänfte in ein Krankenhaus, und in wenigen Monaten wurde er glücklich geheilt. Er unterließ nicht, diesen Zug ächter Hundefreundschaft nach der Heilung überall dankbar zu erzählen.

40. Ein Pudel zu Wien trauert, weil sein Herr in der Donau verunglückt ist.

Ein junger Mann, aus der Kriegskanzelei zu Wien, spazierte im Jahre 1796 mit seinem getreuen Pudel in der Brigittenau, wo nahe am Prater die Donau fließt, und

übte seinen treuen Pudel im Schwimmen. Jugendlich unvorsichtig trat er dem schlammigen Ufer zu nahe, glitschte aus, und fiel in eine Art von Wirbel, wo ihm niemand zu Hülfe kommen konnte. Man zog ihn todt aus dem Wasser. Der Pudel war darüber untröstlich, heulte den ganzen Tag, trennte sich keinen Augenblick vom todten Leichnam, und wollte noch einige Tage nachher durchaus nicht fressen.

41. Fidele rettet ein Kind.

An den Ufern der Oise fischte ein Mann, der einen Hund bei sich hatte. Mit einem Male sieht er seinen Hund ins Wasser springen, und auf ein Kind das hineingefallen war, und das Niemand bemerkt hatte, zueilen, es beim Aermel packen, und wohl auf eine Strecke von 30 Fuß glücklich ans Land bringen. Ohne diesen Hund wäre das Kind gewiß verlohren gewesen.

42. Ein Hund beantwortet hundert Fragen.

Auf der Messe zu Danzig zeigte man im Jahre 1754 einen kleinen Hund, der eine

Menge Kunststücke verstand, welche ihm sein Herr in französischer und holländischer Sprache beigebracht hatte, und die er ihn den Zuschauern zu ihrer nicht geringen Verwunderung vormachen ließ. Aus einem gedruckten kleinen Buche in Oktavo das über hundert Fragen in französischer und holländischer Sprache nebst deren Beantwortung enthielt, konnte sich jemand eine Frage auswählen welche er wollte. Wenn man deutsch fragte, so legte der Herr des Hundes diesem die Frage französisch vor, und befahl dem Hunde, darauf zu antworten. Die Antworten bestanden in ein bis zwei Wörtern, zu welchen der Hund die Buchstaben suchte und sie nach einander hinlegte, bis die Wörter vollständig waren. Wenn ihn z. B. jemand fragte, wer Rom erbauet habe, so legte er die Buchstaben, welche zu dem Worte Romulus erforderlich sind, nach einander in eine Reihe hin. Auf die Frage, wer der erste römische Kaiser gewesen sey, legte er die Buchstaben Julius Cesar zusammen.

Ferner konnte dieser Hund angeben, wie viel es an der Uhr sey. Der Herr fragte ihn, welche Zeit es sey, und wies zugleich mit dem Fingern auf den Stundenzeiger einer Uhr und auf die römische Zahl der Stunde. Der Hund

sah die Zahl an, und ging nach den Karten hin, worauf die römischen Ziffern einen Zoll groß standen, und holte diejenige, welche die gefragte Stunde anzeigte. Hierauf zeigte ihm sein Herr den Minutenzeiger, und die Zahl, auf welche derselbe wies, und fragte den Hund, wie viele Minuten es sey? Wenn der Hund die Zahl der Minuten betrachtet hatte, ging er nach den Karten hin und holte das Blatt, auf welchem die angegebenen Minuten standen.

Er konnte Frauenzimmer und Mannspersonen unterscheiden. Wenn man ihn fragte, wie viele Frauenzimmer zugegen wären, so legte er sogleich die Zahl hin, welche ihre Summe angab.

Auch konnte er die Farben an den Kleidungsstücken unterscheiden. Wenn er die Frage wegen der Farbe beantworten sollte, so wies sein Herr mit dem Finger auf dieselbe, z. B. auf eine Weste, die jemand trug. Der Hund sprang sogleich an die Person hinauf, betrachtete die Farbe aufmerksam, ging alsdann fort, las die Farben aus den ihm vorgelegten Proben heraus und brachte sie.

Das Schwerste, was ihm zu beantworten vorgelegt wurde, und wobei er eine Art von Rechenmeister machte, war das Dividiren. Man

legte ihm Einige von den Karten vor, auf denen die Minutenzahlen standen, und zwar die Zahl, die dividirt werden sollte, in die obere Reihe, die andre aber, wodurch man sie getheilt haben wollte, unter die Vorige, beide etwas zur Rechten von dem Herrn. Z. B. oben lag 21, und unter dieser 7. Der Herr wies nun zuerst mit dem Fingern auf die 7, und hernach auf die 21; der Hund sah aufmerksam die ihm gewiesenen Zahlen an, und zugleich fragte ihn sein Herr in französischer Sprache, wie vielmal 7 in 21 enthalten sey? Der Hund ging zu den hinter ihm liegenden andern Karten, suchte die Zahl 3 heraus, und legte sie vor den Füßen seines Herrn nieder. Hatte man etwa statt der 21 eine 23 hingelegt, so brachte er auf die erste Frage, die an ihn erging, auch die 3, allein auf die andere Frage, wegen des Uebrigbleibenden, holte er noch eine 2. (Hanovs Seltenheiten der Natur und Oekonomie, 3ter Band).

Man kann den Hund leicht tanzen und eine Menge närrischer Streiche machen lehren. Die Art, wie man ihn dahin bringt, daß er verschiedene Karten aussucht, die man vor ihn hinlegt, ist folgende: Man lehrt ihn erst durch wiederholte versuche etwas durch ein gewisses

Kennzeichen kennen und dann das Zeichen von andern unterscheiden. Oft legt man ihm Futter auf ein Kartenblatt, das er noch nicht kennt, und das man ihn darauf aus dem ganzen Pakete heraussuchen läßt. Da er Futter und Liebkosungen als eine Vergeltung für seine Mühe ansieht, so lernt er bald jenes Kartenblatt kennen, welches er denn mit einer gewissen Heiterkeit getragen bringt, sobald man es verlangt. Es ist in der That kein größeres Wunder, einen Hund ein Kartenblatt aus zwei und dreißig Blättern heraussuchen zu sehen, als wenn man bemerkt, daß er auf der Straße die Thüre seines Herrn von jeder andern unterscheidet.

43. Merkwürdige Collision der Treue einer Hündin gegen ihren Herrn und ihre Jungen.

Eine trächtige Hündin begleitete ihren Herrn auf einer Reise von Käsmark nach Eperies in Oberungern, eine Entfernung von beinahe 7 Meilen. Am letzterm Orte warf sie 5 Junge. Nach einigen Tagen reisete der Herr zurück, und groß war nun der Kampf zwischen der Liebe zu ihrem Herrn und der zu ihren Jungen. Erstre siegte. Sobald sie aber ihren

Herrn wieder nach Hause begleitet hatte, eilte sie zu ihren Jungen zurück, und brachte sie alle nacheinander einzeln in Zeit von 24 Stunden, in welcher sie also 65 ungarische Meilen mit einer geliebten Last lief, in das Haus ihres Herrn. Alle fünf starben sogleich, und den nächsten Tag nach dieser übernatürlichen Anstrengung auch die treue Mutter, auf dem letztverschiedenen ihrer so beispiellos geliebten Kinder.

44. Mustapha brennt im Treffen eine Kanone los, um seinen Herrn zu rächen.

In einer Englischen Zeitung lies't man einen Zug, der bei den Thieren eine gewisse Vernunft voraussetzen würde. Mustapha, ein muntres und muthiges Windspiel, gehörte einem Artilleristen zu Dublin. Von seiner Geburt im Felde aufgewachsen, begleitete er seinen Herrn überall, und äußerte mitten in der Schlacht keine Furcht. Bei den heißesten Aktionen blieb er neben der Kanone, und hielt die Lunte in seiner Schnauze.

In der merkwürdigen Schlacht bei Fontenal, wurde Mustapha's Herr in dem Au-

genblicke, wo er auf den Feind losbrennen wollte, wie der größte Theil seiner Cameraden, von einer Artilleriesalve zurückgeworfen.

Da das Windspiel seinen Herrn auf der Erde todt ausgestreckt, und bluten sah, verzweifelte es und erhub ein entsetzliches Geheul. In diesem Moment rückte ein französisches Corps in starken Schritten an, um sich des den Ausschlag gebenden Postens, auf der Spitze einer kleinen Anhöhe, zu versichern.

Wer würd' es glauben können, wenn nicht glaubwürdige Zeugen dafür bürgten? um seinen Herrn zu rächen, ergreift Mustapha die zwischen den Händen noch brennende Lunte, und zündet die geladene Kanone an.

Hierauf legt sich der Hund traurig neben den Leichnam seines Herrn, leckt dessen Wunden, und bleibt so ohne zu fressen und zu saufen zweyundzwanzig Stunden. Die Cameraden des Kanoniers brachten ihn endlich weg, aber nicht ohne viele Mühe. Dieses muthige Windspiel ward nach London gebracht, und Georg dem Zweiten vorgestellt, der ihm einen alimentarischen Gnadengehalt, wie einem braven Krieger gab.

45. Hunde retten ihren Herrn vom Tode.

a) Im Jahre 1760 trug sich bei Hammersmith folgender Vorfall zu: Während ein Mann, Namens Richardson, ein Fährmann aus dem Orte, in seinem Bote schlief, riß das Schiff vom Anker los, und wurde von der Fluth unter ein westländisches großes Fahrzeug getrieben. Zum Glück hatte der Mann einen Hund bei sich; dies kluge Thier weckte ihn auf, indem es ihm mit den Tatzen ins Gesicht fuhr und beim Halskragen zog, und dieß geschah gerade in dem Augenblicke; als sich das Boot mit Wasser füllte; der Mann ergriff die Gelegenheit, und rettete sich auf diese Art noch glücklich von einem unvermeidlichen Tode.

b) Zu Ende des Jahres 1803 scheiterte im Canale von Constantinopel ein Schiff. Der Schiffer, welcher einen Hund bei sich hatte, wollte sich durch Schwimmen retten. Als das Thier sah, daß sein Herr unterzutauchen und zu ertrinken in Gefahr war, sprang es ihm nach, packte ihn beim Kragen, zog ihn mit vieler Mühe ans Ufer, und rettete ihn glücklich.

46. Ein Pudel bestimmt zählend, wie viel von einer Sache er bringen soll.

Herr Wenzel erzählt in seiner Entdeckung über die Thiersprache folgende Geschichte:

Ein Kaufmann hatte einen Hund, der ihn allenthalben begleitete, und sich vollkommen als Bedienter brauchen ließ. Hatte der Kaufmann zu wenig Geld in der Tasche, so rief er den Hund, befahl ihm, zur Frau nach Hause zu laufen, und von derselben 2, 3 bis 4 Thaler zu fordern; der Hund eilte, kam an, bellte zweimal; oder so vielmal, als viele Stücke er zu bringen hatte. Die Frau verstand die Sprache des Hundes, und schickte ihrem Manne das Verlangte. Man sah den Hund oft vor der Fleischbank stehen, er stellte sich dann vor diejenige Fleischsorte hin, die er zu haben wünschte, und gab durch abgesetztes Gebell zu verstehen, wie viele Pfund er wolle. — Die Befehle, die er erhielt, faßte er mit großer Aufmerksamkeit auf, und nur äußerst selten irrte er sich.

47. Turlurette, eine Jagdhündinn, versteht und befolgt die Befehle ihres Herrn.

Ein Philosoph hatte zu seiner Bedienung bloß eine kleine Jagdhündinn, Namens Turlurette. Dieß wachsame und sehr geschickte Thier besorgte fast alle Aufträge seines Herrn. Hatte er einen Brief wegzutragen, so sagte er bloß: Turlurette! an Madame N N.; an Freund George; und im Nu war die Gesandtin am bestimmten Orte.

Wollte der Herr ausgehen, um frische Luft zu schöpfen, so brachte ihm die aufmerksame Dienerin sogleich seinen Stock, seine Handschuh und seinen Hut. Kam der Herr von dem Spaziergange zurück, so brachte Turlurette Pantoffeln und Nachtmütze. Bat der Herr einige Freunde zu Tische, so sagte er: „Turlurette! trage diese Karte zu dem Pastetenbecker, diese zum Traiteur, und diese zum Weinhändler!" Von dem was er zur Mahlzeit brauchte, benachrichtigt, brachten die Aufwärter in Körben und Flaschen, dem Auftrage gemäß, das Verlangte.

Hatten die Gäste abgespeis't, so rief der Herr: „Turlurette! tanze, belustige die

Gesellschaft!" Nun tanzte Turlurette mit dem besten Anstande. Jeder warf ihm nun etwas Brod oder kleine Knochen zu, welche er dann fraß. Kaum erschallte aber in sein leises Ohr das Wort: Kaffee, so lief er zum Limonadier, und den Augenblick darauf kam er mit dem Aufwärter zurück, welcher die Tassen, Zucker u. s. w. brachte.

Um mit zwei Worten Turlurettens Betriebsamkeit zu bezeichnen, wollen wir hinzufügen, daß sein Herr, um sich die Mühe zu ersparen, alle Augenblicke Addressen zu schreiben, sich fünf bis sechs Billets gemacht hatte. Sie waren für den Weinhändler und Kaffetier, die Obsthändlerin, den Traiteur und Friseur. Die Zettel dieser Leute hingen längs der Mauer abgesondert an einem ledernen Riemchen. Nach den Umständen nahm Turlurette einen an diesen oder jenen Kaufmann an seinen Hals, und trug ihn zu ihm, ohne jemals Verwirrung anzurichten.

Unter andern hatte er einen Zettel, der zur Belohnung für die Dienste der sorgsamen Dienerin bestimmt war, worauf stand:

Une gimblette *), pour Turlurette.

---

*) Eine Art Gebacknes.

Obschon der Herr diese Schrift von andern nicht ausgezeichnet hatte, und sie oft mit Fleiß verlegte, bald oben, bald unten hin, so irrte sich Turlurette doch nie in ihr. So wie das Wort gimblette ausgesprochen wurde, war der Hund schon fortgelaufen, und kam nach Hause zurück, sein Paquet Gebacknes zu knospern.

48. Schnell's Hunde rächen den an ihm verübten Mordstreich.

Ein Metzger aus Cassel, Namens Schnell, ging über Feld, um Vieh einzukaufen. Unterwegs begegnete ihm ein Mann, der ihn um ein Almosen bat. Schnell war sogleich bereit, ihm etwas zu geben, und zog seinen Beutel hervor; doch wandte er sich um, damit Jener nicht das viele Geld sehen möchte. Wie er sich umwendet, schlägt ihn der Bettler mit einem dicken Stocke so heftig auf den Kopf, daß er ganz betäubt und in Ohnmacht zu Boden stürzt; und sogleich fällt jener über ihn her, um ihm das Geld abzunehmen. Allein das Bubenstück bekam ihm sehr übel; denn der Metzger hatte zwei treue Gehülfen bei sich, nemlich seine beiden Hunde; diese ergriffen

den Bettler, richteten ihn übel zu, und zogen ihn in einen nahen Sumpf. Hier ließen sie ihn liegen, kehrten sodann wieder zu ihrem Herrn zurück, und beleckten ihm das Gesicht so lange, bis er aus der Ohnmacht erwachte.

Nachdem er völlig zu sich gekommen war, und fand, daß er sein Geld noch hatte, wollte er seinen Weg fortsetzen. Auf einmal hörte er in der Nähe ein ängstliches Jammern — auch sah er Blut auf dem Wege; er ging dem Blute nach, und fand endlich in dem Sumpfe den Räuber, der ihm den Schlag gegeben hatte, und seine beiden Hunde, die sich wieder mit jenem Elenden herumzerrten. Sogleich sprang Schnell in den Sumpf, jagte die Hunde fort, und zog den übel zugerichteten Menschen aufs trockne.

Jetzt fragte er ihn um die Ursache, warum er ihn so mörderisch mißhandelt hätte? Jener antwortete, die äußerste Noth hätte ihn dazu getrieben. Darauf sagte Schnell:

„Ich könnte dich mit Recht als einen Räuber und Mörder dem Gerichte überliefern; ich will es aber nicht thun. Da, nimm das für deine Wunden, welche dir meine Hunde beigebracht haben, und gehe deines Weges!"

Mit diesen Worten gab Schnell dem Räuber einige Thaler, und verließ ihn.

49. Hunde für den Krieg abgerichtet.

Ein Erklärer der Fragmente des Phocius erzählt, daß die Celten die Gewohnheit gehabt hätten. Bataillone von Hunden zu den Schlachten abzurichten. Sie bewaffneten sie mit Halsbändern, die mit Nägeln versehen waren, und beharnischten sie mit Kürassen von Eisenblech. So wie das erste Zeichen gegeben wurde, stürzten sich diese Thiere muthig auf den Feind: sie ließen sich eher zerhacken, als daß sie gewichen wären; und mehr als einmal entschieden sie den Sieg zu Gunsten ihrer Herren.

Auch die Griechen hatten die Gewohnheit, Bullenbeißer abzurichten, für die Sicherheit der Stadt zu wachen. Die Wache der Festung in Korinth verließ sich größtentheils auf diese furchtlosen, muthigen Thiere. Ein Theil war außer = der andre innerhalb gestellt, und bei dem geringsten Geräusch, das sie wahrnahmen, stellten sie sich auf die Hinterfüße, um ihren Gesichtskreis zu erweitern. So wie sie den ersten Unbekannten erblickten, den geringsten Anschein von Gefahr wahrnah-

men, schlugen sie an, und vereitelten die Versuche der Feinde.

50. Soter beißt die schlafende Besatzung, um sie beim Ueberfall des Feindes zu ermuntern.

Im alten Griechenland pflegte man auf den festen Schlössern unter andern auch Hunde als Besatzung mit anzustellen. Fünfzig dieser muthigen Thiere an verschiedne Stellen vertheilt, bewachten einst zu Korinth einen bis an die Meeresküste gehenden Posten.

Die Korinther hatten Krieg mit einer benachbarten Republik; der Feind benutzte eines Tages ein Fest, wo die Besatzung nach einer guten Mahlzeit in Wein und Schlaf begraben lag. Der Angriff war um so gefährlicher, da eine ganz finstre Nacht denselben begünstigte. Man fand keinen Widerstand, ausser den, welchen die fünfzig Hunde leisteten, indem sie grimmig kämpften, und alle bis auf einen, den man seit dieser Epoche Soter (Erretter) nannte, erlegt wurden.

Von einem fast beispiellosen Instinkt geleitet, bestand dieser Hund auf keinen Streit mit der Uebermacht; er zog sich bei Zeiten zurück, und

eilte, unter der entfernten Wache Lärm zu machen. Aus allen Kräften biß er die Betrunkenen wach, welche fest schliefen, andre zerrte er an den Kleidern, und so ermunterte er endlich die Soldaten. Alles rüstete sich; man stellte sich zusammen, zündete die Fackeln an, und stürmte auf die Belagerer los. Sie flohen in Unordnung, und die Meisten fielen, indem sie ihre Schiffe wieder gewinnen wollten, in's Meer.

Um einen Dienst von solcher Wichtigkeit zu vergelten, bestimmten die Korinther im Volksausschuß, daß Soter auf Kosten des Staats ernährt werden, und ein silbernes Halsband mit folgenden darauf gestochenen Worten: „Korinths Vertheidiger und Retter" tragen solle.

Ausserhalb der Festung errichtete man eine marmorne Säule, auf welcher, gleichfalls in Marmor, Soters neunundvierzig Gefährten, und dieses muthige Thier selbst, wie es die Besatzung ermuntert, abgebildet waren.

51. Das Hunde-Heimweh und dessen Wirkung.

Wie sehr Thiere von dem Orte ihres ersten und längsten Aufenthalts angezogen werden,

beweis't auch folgende Anekdote. Ein Jäger im Werningerodischen wurde, auf Empfehlung, als Förster in Dännemark befördert. Als er abreis'te, gab man ihm einen wohldressirten Jagdhund mit, den er am Hofe zu Kopenhagen abliefern sollte, mit dem Bedeuten, diesen Hund wohl in Acht zu nehmen. Er reis'te mit der Post, und hatte seinen Hund beständig neben sich an einem Riemen. So kam er glücklich in Hamburg an. Hier glaubte er wegen des Zurücklaufens des Hundes unbesorgt seyn zu können, er ließ ihn also frei gehen. Nach einiger Zeit aber vermißte er den Hund und konnte ihn, alles Suchens ungeachtet, nicht finden. Er sah sich also genöthigt, den Verlust desselben gleich von Hamburg aus zu melden. Aber ehe noch der Brief ankam, hatte sich der Hund bei seinem vorigen Herrn wieder eingefunden. Dieser glaubte, daß derselbe auf dem Wege nach Hamburg entlaufen sey, und erstaunte nicht wenig, als er den Brief mit der Nachricht erhielt, daß der Hund glücklich bis Hamburg gebracht worden wäre. Es ist schwer, ja unmöglich zu bestimmen, ob der Geruch oder das Gesicht, oder beide zugleich den Hund die Spur zur Rückkehr haben finden lassen, da derselbe den Weg nicht

zu Fuß gemacht hatte. So viel ist klar, daß der Trieb nach der Heimath ihn zurückgeführt, und alle seine Kräfte der Vorstellung und Empfindung in Bewegung gesetzt habe, um dieselbe wieder zu finden.

52. Frohe Erinnerung der Hunde an ihre verstorbenen Besitzer.

Daß die Thiere gewisse Eindrücke und Bilder, die ihrer Phantasie einmal eingeprägt sind, behalten, daß diese Eindrücke und Bilder durch äusserliche Veranlassungen wieder erneuert und belebt werden können, und daß die Thiere in solchen Fällen ihre lebhaften Vorstellungen mit wirklichen Empfindungen verwechseln, davon sind folgende Anekdoten Beweise.

a) Eine würdige Matrone in Halberstadt hatte einem Verwandten ein Kleid ihres verstorbenen Mannes geschenkt. Nach längerer Zeit kam derselbe in dieser Kleidung zu ihr. Der Hund glaubte seinen vormaligen Herrn zu sehen, und hatte eine ausnehmende Freude, die er auf alle mögliche Weise zu erkennen gab, gerade, als wenn sein verstorbner Herr wieder vor ihm stände. —

b) Ein bejahrtes Frauenzimmer hatte in ihrer Einsamkeit ein Hündchen zur Gesellschaft, welches oft neben ihr auf dem Kanapee lag, und überhaupt sehr begünstigt wurde. Sie starb, und ihre Schwiegertochter nahm das Hündchen zu sich. Diese hatte unter andern von ihrer Schwiegermutter auch diejenige Enveloppe geerbt, mit welcher dieselbe auf ihrem Kanapee zu sitzen pflegte, wenn sie ihr Hündchen bei sich hatte. Mehrere Monate nach dem Tode derselben holte die Schwiegertochter diese Enveloppe, um sie für ihre Kinder zu benutzen, und legte sie auf ein Pantalon, welches neben der Stubenthüre stund. Das Hündchen, welches sein Lager hinter dem Ofen hatte, und von dem Pantalon wohl zehen Schritt entfernt war, kam mit einmal gesprungen, stellte sich auf die Hinterfüße, um den Zipfel der Enveloppe berühren zu können, und fing an, aus allen Kräften so zu heulen, wie es die Hunde zu machen pflegen, wenn sie einen hohen Grad der Freude empfinden. Die Enveloppe wurde wieder entfernt und der Hund wurde auch wieder ruhig. Indessen war der Vorfall zu merkwürdig, als daß jenes Frauenzimmer nicht hätte aufmerksam darauf werden sollen. Nachdem sich der Hund wieder zur Ruhe begeben

hatte, holte sie die Enveloppe wieder absichtlich in die Stube, um zu sehen, ob wirklich die Zuneigung des Hundes zu seiner vorigen Gönnerin noch bei ihm fortwähre. Sie legte die Enveloppe wieder aufs Pantalon, und die ganze vorige Scene wurde erneuert. Gewiß ein merkwürdiger und rührender Vorfall!

53. Ein Hund auf der See wittert festes Land.

Der Graf Benjowski suchte Japan, und befand sich den 14. Juni unter dem 32° 36′ nördlicher Breite. Den 15. war schönes Wetter, und die Reisenden sahen viele Vögel, von denen sie einige für Landvögel hielten; dies belebte die Hoffnung der Gesellschaft von neuem. Beim Untergange der Sonne wurde vom Mastkorbe Land gerufen; da aber die Sonne schon unter dem Horizonte war, konnte man weiter keine Entdeckung machen. Benjowski seegelte darauf 24 3/4 große Seemeilen nach Westensüdwest, fand aber kein Land, und war jetzt überzeugt, daß man sich auf dem Mastkorbe habe durch die Wolken täuschen lassen. Morgens um fünf Uhr sah man vom Mastkorbe nichts als dicke Wolken. Um diese

Zeit bellte Benjowski's Hund Nestor auf dem Vordertheile des Schiffes unaufhörlich, und zog die Luft durch die Nasenlöcher in sich. Der Schiffarzt Meder, der diesen Umstand bemerkte, eilte zu dem Grafen Benjowski und versicherte ihm, daß er nunmehr nicht mehr daran zweifle, daß Land in der Nähe sey; denn er wisse, daß es die Hunde gewöhnlich röchen. Um acht Uhr wurde Land gerufen, allein es waren Wolken. Um neun Uhr entdeckte ein Amerikaner, der sich mit am Bord befand, Land, aber Niemand von den Uebrigen konnte es sehen. Um halb zehn Uhr erblickt es Benjowski vom Mastkorbe aus, und um eilf Uhr lag es klar und deutlich vor Jedermanns Augen.

(v. Benjowskis Reisen durch Siberien ꝛc. Mit Anmerkungen. von J. A. Förster 1790).

54. La Queuvre, der thätige Freund seines unglücklichen Herrn.

Ein französischer Pachter war Einer von den Tausenden, welche die Revolution an den Bettelstab gebracht hatte. Lange wird man sich in Paris und anderwärts der Queuven

in der Revolution erinnern. So nannte man die Versammlung einer Menge Menschen, welche vor 3 Uhr des Morgens aufstanden, und in Schnee und Koth, wie Bettler, an den Thüren der Becker und Andrer auf einige Lebensmitteln warteten. Der Arme, der einen Theil der Nacht unter freiem Himmel zubrachte, wußte um eilf Uhr noch nicht, ob er des Mittags zu essen haben werde; und kam oft mit leeren Händen, zerstoßnen Knochen, und ganz erstarrt nach Hause.

Unter einem Haufen Menschen, welche tausend Bedürfnisse drücken, wo einer den andern stößt, und das Mitleiden nicht zu Hause ist, sah sich unser Pachter, der alt und krank war, immer von den Stärkern verdrängt; denn in diesen Zeiten der Barbarei und des Elends, der Sclaverei und Anarchie erweckten Greise und Kinder, Schwachheit und Armuth nicht leicht Mitleiden. Die Herzen von Eisen waren ohne Sittlichkeit. Er nahm deshalb zu seinem Hunde seine Zuflucht, der ihm einen Dienst leistete, welchen die Menschen ihm abgeschlagen hatten.

Dieser Hund hieß nach der Rolle, welche er spielte, La Queuve. Sein Herr band ihm einen kleinen schwarzen Sack um den Hals, und richtete ihn ab, seine Bedürfnisse zu holen.

Der muntre und kleine, ganz schwarze La Queuve, kroch leicht zwischen den Beinen der Weiber und Mädchen, welche mit einander plauderten, oder trotz ihres Elendes laut lachten, hindurch. Unbemerkt schlüpfte er in das Gewölbe, zupfte die beschäftigte Fleischerinn an dem Kleide: stellte sich auf zwei Pfoten, machte ein artiges Kompliment, und indem er so ihre Aufmerksamkeit auf sich zog, zeigte er ziemlich deutlich den Gegenstand seiner Gesandtschaft.

In einem Hause, wo es bekannt war, wie sehr der jetzt verlaßne Pachter seiner Rechtschaffenheit und Tugend wegen etwas verdiene, begünstigte man seinen kleinen Diener. Man legte sogleich das halbe Pfund Fleisch, die jedem Einzelnen auf fünf Tage angewiesene Portion, in das Säckchen, und beurlaubte den Hund, oft mit der Ergötzlichkeit eines guten Knochens, an dem er auf dem Wege nagen könnte.

Dies gute Thier ging den nämlichen Weg wieder glücklich zurück, ohne daß man ihn bemerkt hätte; er brachte das kleine Stück sehr geschwind nach Hause; kehrte dann wieder um, und suchte das Gewölbe, wo Brod und Reis ausgetheilt wurde, welches alles der arme Herr von ganzem Herzen mit La Queuve theilte,

der ihm zugleich als Krankenwärter, Bedienter, Gesandter, und Freund diente.

55. Großmuth der Bullenbeißer gegen Kläffer oder kleine Necker.

Diese Art von Hunden kennt ihre Stärke, und man weiß, daß sie öfters die Frechheit einiger kleinern Arten züchtigt. Ein Bullenbeißer, der dem verstorbenen Ridley Esq. von Heaton bey Newcastle gehörte, wurde öfters von einem sogenannten Blendlinge belästigt, und mit dessen beständigem Bellen gequält; eine zeitlang ließ er sich dieß gefallen, endlich aber packte er ihn mit der Schnauze beim Hintern, und trug ihn mit großer Fassung über die Straße in den Fluß, ohne jedoch einem Feinde, der so weit unter ihm stand, weiter etwas zu Leide zu thun.

56. Ein Hund sucht aus den Sachen verschiedener Personen einer jeden das Ihrige hervor.

Zu Justinians Zeiten, sagt Cedren, ein griechischer Mönch aus dem eilften Jahrhundert, war ein Gaukler, der zu Constantino-

pel mit seinem Hunde viel Geld verdiente. Wenn er nach seiner Gewohnheit eine große Menge Neugieriger und Müßiggänger um sich versammelt hatte, ließ er die Umstehenden etwas Beliebiges, einen Handschuh, Etui, Degen, oder ein Stück Geld auf den Platz werfen.

Darauf befahl der Gaukler seinem Hunde, die verschiedenen Sachen zu suchen. Pünktlich ging der Hund auf seines Herrn Befehl, nahm die Sachen der Leute zwischen die Zähne, und brachte, ohne sich zu irren, jedem das Seinige.

57. Ein Hund ruft seinen Herrn zur Errettung der ins Wasser gefallenen Tochter herbei.

Die einzige Tochter eines reichen Müllers von Spoletto spielte mit einem großen Hunde, und fiel, ohne daß es jemand bemerkt hatte, in die Tiber. Der Hund springt sogleich in das Wasser, erhascht das junge Mädchen wieder, faßt sie fest bei der Kleidung, und bemüht sich, sie ans Ufer zu ziehen. Die zu schwache Kleidung reißt aber, und das muthige Thier muß seine Beute fahren lassen.

Da ein Versuch, der über seine Kräfte war, ihm allein nicht gelang, so eilt der trostlose

Hund zu seinem Herrn, um diesen durch ein auffallendes Zeichen von dem Unglücke zu unterrichten. Er zerrt die Mütze der Kleinen zwischen den Zähnen und legt sie zu den Füßen seines Herrn, wobei er ein schmerzliches Geheul erhebt.

Bei diesem Anblick bemächtigt sich des unglücklichen Vaters eine schwarze Ahndung. Er wirft sein Auge überall umher. — „Meine Tochter!" ruft er vom Schreck erstarrt, „ach meine Tochter!" — — er zweifelt nicht an der traurigen Nachricht, welche der stumme Verkündiger ihm so beredt andeutet. — — Als ein vortrefflicher Schwimmer stürzt er sich mit seiner Kleidung in den Fluß. Ungestümm folgt der Hund ihm nach, und leitet ihn mehr als fünfhundert Toisen. O, Wunder des Instinkts! der Müller trifft sein Kind schon weit von den Fluthen fortgerissen, und entreißt es dem Tode, der einen Augenblick später unvermeidlich war.

58. Ein Hund bellet, so oft der Kutscher seines Herrn betrunken auf dem Bocke sitzt.

Ein Herr in Paris hatte einen Kutscher, der dem Trunke sehr ergeben war, und einen Hund, der gewöhnlich mit auf dem Bocke saß.

Dieser Hund merkte es immer, wenn der Kutscher sich betrunken hatte. Dann bellte er während des Fahrens unaufhörlich, um gleichsam die Fußgänger vor der Gefahr zu warnen, womit die Unfähigkeit des Kutschers ihnen drohete. Dieß that der Hund regelmäßig allemal, wenn der Kutscher einen Rausch hatte, und niemals, wenn er nüchtern und bei dem gehörigen Gebrauche seiner Sinne war. Mehr als einmal geschah es, daß die Frau vom Hause eine Ausfahrt aufgab, und nach ihrem Zimmer zurückkehrte, wenn das Bellen des Hundes ihr anzeigte, daß der Kutscher zu viel getrunken hatte.

59. Ein Hund bringt seinem Herrn die Münze desselben sammt den Beinkleidern dessen, der sie gefunden hatte.

In England ritten ein paar Freunde, wovon der eine einen Hund bei sich hatte, zusammen aus. Der Herr des Hundes wettete mit dem andern, daß sein Hund einen englischen Schilling aufsuchen und wieder bringen würde, den er, ohne daß der Hund es sähe, irgendwo hinlegen wollte. Das Geldstück wurde der Abrede gemäß weggelegt, und sie ritten wei=

ter. Nach Verlauf von einiger Zeit gab der Herr seinem Hunde ein Zeichen, um das Verlorne zu suchen. Der Hund lief seiner Wege, und sie ritten fort. Sie kamen nach Hause, und zur großen Verwunderung des Eigenthümers blieb sein Hund aus. Den Tag darauf kam er gelaufen und brachte seinem Herrn ein paar Beinkleider, in deren Taschen eine Uhr und Geld waren, und unter diesem Gelde fand man auch obigen Schilling. Der Mann ließ hierauf in den Zeitungen bekannt machen, daß der Hund diese Beinkleider gebracht habe, und berief den Eigenthümer, sich als den wahren Besitzer zu erweisen, und sie abzuholen. Dieß geschahe; und es ergab sich bei dieser Gelegenheit Folgendes: Ein Pachter kam an dem Orte vorbei, wo das Geldstück lag, wurde es gewahr, und steckte es zu sich, ehe der Hund dahin kam. Dieser aber verfolgte, da er das Geld nicht an der Stelle fand, wo sein Geruch es ihn zu suchen leitete, die Spur des Pachters, erreichte ihn, schmeichelte ihm, und begleitete ihn in sein Nachtquartier. Hier fuhr er fort, sich an ihn zu halten, so daß ihm der Pachter erlaubte, die Nacht in seinem Zimmer zuzubringen, wodurch er denn Gelegenheit fand, die

Beinkleider zu erhaschen und mit ihnen davon zu laufen.

60. Ein Hund zu Athen verfolgt einen Tempelräuber, und gibt denen, die ihm begegnen, dieses zu erkennen.

Plutarch erzählt von einem Hunde zu Athen. Es hatte sich ein Kirchenräuber in den Tempel Aesculaps geschlichen. Er entwendete viele Kostbarkeiten, und fand Mittel, unentdeckt aus dem Tempel zu kommen. Der Hund, der den Tempel zu bewachen hatte, und Kapparos hieß, that seine Schuldigkeit im Bellen; da er aber keinen von den Bedienten des Tempels kommen sah, verfolgte er den Räuber, und setzte ihm auf seiner Flucht nach, obschon der Räuber ihn mit Steinen warf. Bei Tage ging er nicht nahe an ihn heran, sondern folgte ihm nur mit den Augen, und ließ ihn nie aus dem Gesicht. Wenn ihm Leute begegneten, so schmeichelte er ihnen, und wedelte mit dem Schwanze; den Dieb hingegen bellte er rauh an.

Sobald man im Tempel den Raub entdeckte, spürte man dem Diebe und Hunde nach, dessen sonderbares Betragen durch die Vorübergehen-

den bald bekannt ward, bis man endlich in der Stadt Crommyon den Dieb einholte, und gefänglich einzog. Man führte ihn wieder nach Athen zurück. Der Hund lief mit Freuden vor dem Zuge her, als ob er sich eine Ehre daraus machte, die Gefangennehmung des Diebes bewirkt zu haben. Die Athenienser untersuchten die Wahrheit der Sache, ließen den Hund auf öffentliche Kosten unterhalten, und gaben den Priestern des Tempels Auftrag, daß sie, so lange er leben würde, Sorge für ihn tragen sollten.

61. Archanus wird durch seinen Hund vom Ertrinken gerettet.

Eine merkwürdige Begebenheit erzählt Rorarius von einem Secretär, Namens Archanus, der sein Freund, und ein großer Liebhaber der Jagd war. Einst, als er sehr hitzig einen Hirsch verfolgte, fiel er in einen tiefen Graben, und hatte niemand außer seinem Hunde bei sich. Dieser lief nach Hause, heulte und gebehrdete sich übel und lief hin und zurück, als wollte er die Leute des Hauses überreden mit ihm zu gehen. Dieses geschah endlich, und

nun führte er sie gerade nach dem Graben, da denn sein Herr durch ihn gerettet wurde.

62. Vom Elephanten überhaupt.

Unter allen vierfüßigen Thieren, von deren Geschichte und Sitten wir eine genaue Kenntniß haben, ist der Elephant wegen seiner Gelehrigkeit und seines Verstandes das merkwürdigste. Ungeachtet seiner ungeheuern Größe, und seiner groben und unverhältnißmäßigen Glieder, die ihm beim ersten Anblicke das Ansehen von Dummheit und Stupidität geben, hat er doch ein großes Genie, und sein vernünftiges, ruhiges und gesetztes Betragen ist fast unglaublich. Er ist das größte und stärkste Landthier, besitzt natürliche Tapferkeit, und hat dabei doch einen sanften und friedlichen Charakter. Er ist ein geselliges Thier, und man sieht ihn in den Wäldern selten allein. Sind die Elephanten in Gefahr, oder unternehmen sie eine Raubexpedition auf die Felder, so versammeln sie sich in Heerden. Der älteste führt den Trupp an; der nächste am Alter ist der Anführer der Arriergarde, und die jungen und schwachen nehmen die

Mitte ein. In den Wäldern und Einöden rücken sie mit weniger Vorsicht fort, nie aber trennen sie sich so von einander, daß sie bei herannahender Gefahr nicht im Stande wären, einander beizustehen. Ein Trupp Elephanten macht ein sehr furchtbares Heer aus. Ueberall, wo sie hinkommen, scheint der ganze Wald vor ihnen nieder zu fallen. Sie reißen die Zweige herunter, indem sie davon fressen, und wenn sie in eine Umzäunung gerathen, so zerstören sie in kurzer Zeit alle Arbeiten des Landmanns. Ihre Angriffe sind um so furchtbarer, weil man kaum ein Mittel hat, sie zurückzutreiben; denn zum Angriffe eines so vereinigten Trupps würde eine kleine Armee erfordert werden. Die Jäger wagen es nur dann, sie anzugreifen, wenn einer oder zwei hinter den übrigen zurückbleiben; denn irgend ein Versuch, den ganzen Trupp zu beunruhigen, würde gewiß den Angreifenden den Tod zuziehen. Werden die Elephanten beleidigt, so gehen sie sogleich auf den Beleidiger los, werfen ihn mit ihren Fängen in die Luft, und zermalmen ihn dann mit ihren Füßen, oder vielmehr mit ihren Fleisch- und Knochenpfeilern. Man mache sich indeß von dem Charakter dieses edlen und majestätischen Thieres keine unrichtige Idee! Es

ahndet jede Beleidigung mit Gewalt und Würde; wird es aber nicht auf eine muthwillige Art geneckt oder wirklich beleidigt, so zeigt es nie gegen Menschen oder Thiere eine feindliche Absicht. Es lebt ganz von Vegetabilien, und dürstet nicht nach Blut. Die Elephanten besitzen einen so geselligen und großmüthigen Charakter, daß, wenn ein einzelner Elephant von ungefähr einen reichen Fleck Land antrifft, er sogleich seine Gefährten herbeiruft, und sie einladet, an seinem Glücke Theil zu nehmen.

Der Elephant besitzt aufs vollkommenste alle Sinne; in dem Sinne des Gefühls aber übertrifft er die ganze übrige thierische Schöpfung. Sein Rüssel ist das Hauptwerkzeug dieses Sinnes. Bei einem Elephanten von vierzehn Fuß Höhe ist der Rüssel etwa acht Fuß lang, und hat sechstehalb Fuß an der Wurzel im Umfange. Er besteht in einer großen fleischernen Röhre, die der ganzen Länge nach durch eine Scheidewand abgetheilt ist. Das Thier kann ihn nach jeder Richtung bewegen, und nach Gefallen verkürzen oder verlängern. Dieß Werkzeug dient dem Elephanten in jeder Absicht zu einer Hand; denn er hebt damit Gegenstände auf, die viele Stärke erfordern, und kann mit dem äußersten Ende desselben ein kleines Geldstück

und sogar eine Stecknadel halten. Es theilt ihm dieselbe Gewandtheit mit, welche der Affe besitzt. Er führt vermittelst desselben große oder kleine Körper zum Munde, setzt sie auf seinen Rücken, umklammert sie fest, oder wirft sie weit weg. In einem natürlichen und vollkommen freien Zustande ist der Charakter der Elephanten weder blutdürstig noch wild. Sie sind sanfte Thiere, und bedienen sich ihrer Stärke oder ihrer Waffen nie anders, als zu ihrer eigenen Vertheidigung oder zur Beschützung ihrer Mitgefährten. Sie besitzen, selbst wenn sie den Unterricht des Menschen nicht genießen, die Sagacität des Bibers, die Geschicklichkeit des Affen, und den Scharfsinn des Hundes.

Zu diesen Talenten des Geistes kommen noch die erstaunliche Stärke, die Erfahrung und die Kenntniß, die der Elephant wegen seines wenigstens einhundert Jahre langen Lebens erlangt. Er reißt mit seinem Rüssel Bäume aus, und zerbricht durch einen Stoß mit seinem Körper eine Mauer. Mit dieser ausserordentlichen Stärke verbindet er Muth, Klugheit und ein kaltblütiges Betragen. Da er nie anders einen Angriff thut, als wenn er beleidigt wird, so ist er allgemein beliebt; und alle Thiere achten ihn, weil sie keine Ursache haben ihn zu fürchten.

Zu allen Zeiten ist dieß so majestätische und kluge Thier von den Menschen sehr geschätzt worden. Die alten betrachteten es als ein Wunder der Natur, und es gehört in der That zu ihren ersten Produkten. Sie schrieben ihm ohne Bedenken hohe Verstandesfähigkeiten und moralische Tugenden zu. Plinius, Aelian, Plutarch und andre, etwas spätere Schriftsteller legten den Elephanten nicht nur vernünftige Sitten bei, sondern auch eine angeborne Religion, eine Art von täglicher Anbetung der Sonne und des Mondes, den Gebrauch des Abwaschens vor der Andacht, einen wahrsagenden Geist, Ehrfurcht für den Himmel und ihre Mitgeschöpfe, denen sie bei Herannahung des Todes beiständen, die sie nach deren Absterben mit Thränen benetzten und deren Leichnam sie mit Erde bedeckten.

Wenn der Mensch den Elephanten zähmt und unterrichtet, so wird derselbe in kurzem das sanfteste und gehorsamste unter allen Hausthieren. Er liebt seinen Führer, schmeichelt ihm, und kommt seinen Befehlen zuvor. Er lernt Zeichen, und selbst den Ausdruck der Töne verstehen. Er unterscheidet den Ton des Befehlens, so wie des Verdrusses, und richtet seine Handlungen nach seinen Wahrnehmungen ein.

Nie versteht er die Stimme seines Herrn unrecht. Er führt schnell, aber ohne alle Uebereilung, dessen Befehle aus. Seine Bewegungen sind immer abgemessen und ruhig, und sein Charakter scheint der Schwere seiner Masse zu entsprechen. Um seinem Führer das Aufsteigen zu erleichtern, beugt er willig seine Kniee. Mit seinem Rüssel grüßt er seine Freunde; er hebt damit Lasten, und hilft sich selbst damit beladen. Er liebt den Putz, und scheint auf buntes Geschirr stolz zu seyn. In den südlichen Climaten muß er den Wagen, den Pflug und den Karren ziehen.

Ist der Elephant bei der Arbeit, so zieht er gleichförmig fort, und gehörig behandelt drehet er sich nie widerspenstig um. Sein Führer reitet gewöhnlich auf seinem Nacken, und bedient sich eines krummen Eisens, womit er das Thier auf den Kopf oder in die Seiten der Ohren sticht, um es vorwärts zu treiben und es umwenden zu lassen; allein gewöhnlich sind schon Worte hinreichend. Die Anhänglichkeit und Zuneigung des Elephanten ist zuweilen so stark und dauernd, daß er sich, wie man weiß, todt grämt, wenn er in einem unversehenen Paroxismus von Wuth seinen Führer getödtet hat.

Ein zahmer Elephant kann mehr arbeiten, als sechs Pferde; aber er erfordert auch mehr Wartung und sehr viel Futter. Er kann leicht zu sehr erhitzt werden, und man muß ihn zwei- bis dreimal des Tages zum Wasser führen. Um nur einigermaßen eine Vorstellung von der Arbeit, die er thut, und von der Gelehrigkeit seines Charakters zu haben, darf man nur bemerken, daß in Indien alle Ballen, Säcke und Tonnen durch Elephanten von einem Orte zum andern gebracht werden. Sie bringen Lasten auf ihrem Körper, ihrem Nacken, mit ihren Fangzähnen, und selbst mit ihrem Munde fort, indem man ihnen das Ende eines Seiles giebt, daß sie mit den Zähnen fest halten. Da sie Klugheit mit Stärke vereinigen, so zerbrechen oder verletzen sie nie etwas, das man ihrer Sorge anvertraut. Sie bringen von den Ufern der Flüsse schwere Packen in die Boote, ohne sie naß zu machen, und legen sie sanft an den Ort, wo sie hingelegt werden sollen. Sind die Waaren so gelegt, wie ihr Herr es will, so untersuchen sie mit ihrem Rüssel, ob sie gehörig verwahrt sind; und wenn ein Kasten oder eine Tonne fortrollt, so suchen sie von selbst Steine auf, um sie damit aufzuhalten.

In Indien macht man den zahmen Elephanten, denen das Wasser zum Waschen so nothwendig ist, wie der Gebrauch der Luft, das Baden so bequem wie möglich. Das Thier geht in einem Flusse bis an den Bauch ins Wasser. Dann legt es sich auf die eine Seite nieder, füllt verschiedenemal seinen Rüssel, und sprützt das Wasser geschickt auf die unbedeckten Theile. Wenn der Führer das Thier auf der einen Seite gereinigt und gestriegelt hat, befiehlt er ihm, sich auf die andre Seite zu legen, welches es auch mit der größten Geschwindigkeit thut. Sind beide Seiten gehörig gereinigt, so kommt der Elephant aus dem Flusse, und steht einige Zeit an dem Ufer, um sich zu trocknen. Er ist seiner ungeheuern Masse ungeachtet ein vortrefflicher Schwimmer, und kann daher mit großem Vortheile gebraucht werden, wenn man über Flüsse setzen will. Bedient man sich seiner bei solchen Gelegenheiten, so wird er oft mit zwei Kanonen von drei bis sechs Pfund Calibre beladen; überdieß trägt er noch eine große Menge Gepäck und verschiedene Menschen, die sich an seine Ohren und seinen Schwanz hängen. So beladen, geht er von selbst in den Fluß, und schwimmt hinüber, indem er seinen Rüssel zum Athmen in die Luft hebt.

Der P. Vincent Marie sagt, daß der Elephant im häuslichen Zustande, wegen seiner Sanftheit, Gelehrigkeit und Freundschaft gegen seinen Herrn, sehr geschätzt wird. Bestimmt man ihn zum unmittelbaren Dienste des Fürsten, so ist er sich seines Glückes bewußt, und behauptet in seinem Betragen eine seiner Lage angemessene Würde. Legt man ihm aber weniger ehrenvolle Arbeiten auf, so wird er melancholisch, mürrisch, und läßt sich deutlich merken, daß er erniedrigt und unterdrückt ist. Er liebt die Kinder, liebkoset sie, und scheint die Unschuld ihrer Sitten zu unterscheiden. Die Holländischen Reisenden *) erzählen, daß man die Elephanten in kurzer Zeit ganz zahm und unterwürfig machen kann, wenn man ihnen nur giebt, was sie gern haben wollen. Sie sind so klug, daß man sagen sollte, es fehle ihnen bloß der Gebrauch der Sprache. Sie sind stolz und ehrgeizig, und für eine gute Behandlung so dankbar, daß sie zum Zeichen der Achtung ihren Kopf niederbeugen, wenn sie vor Häusern vorbeikommen, wo man sie

---

*) Voyage de la Compagnie des Indes de Hollande, Tom. I.

freundlich aufgenommen hat. Sie lassen sich von einem Kinde leiten und befehlen, aber sie mögen gern gelobt und geschmeichelt seyn. Wird ein wilder Elephant gefangen, so binden die Jäger ihm die Füße, und einer davon geht zu ihm, und betheuert ihm, mit passender Gebehrde und Stimme, daß man ihn nicht beleidigen wolle, erinnert ihn, daß es ihm in seinem vorigen Zustande oft an Futter gefehlt habe, sagt ihm, er solle gut behandelt werden, und man werde ihm jedes Versprechen halten. Kaum ist diese besänftigende Rede geendigt, so folgt der Elephant friedlich dem Jäger. Hieraus muß man indeß nicht schließen, daß der Elephant die Sprache verstehe, sondern er hat nur, wie der Hund, sehr viel Unterscheidungskraft. Er unterscheidet Achtung von verächtlichem Betragen, Freundschaft von Haß, und viele andre Affekten, die von den Menschen durch Gestikulation und Mienen ausgedrückt werden. Aus dieser Ursache wird der Elephant leichter durch Güte, als durch Schläge gezähmt.

Zum Beweise, daß der Schöpfer den Elephanten mit ganz ausserordentlichen thierischen Verstande ausgerüstet hat, dienen insbesondre noch folgende Thatsachen:

63. Eines Elephanten zärtliche Fürsorge für ein kleines Kind.

Folgendes Beispiel von der Klugheit dieses Thieres führt der D. Darwin in seiner Zoonomie an, das ihm einige glaubwürdige, mit Ostindien genau bekannte Männer mitgetheilt haben. Die Elephanten, die man zum Fortschaffen des Gepäckes der Armee braucht, stehen jeder unter der Aufsicht eines Eingebornen von Hindostan; wenn nun dieser Wärter und seine Frau in den Wald geht, um Laub und Baumzweige für ihn zum Futter zu holen, so befestigt man ihn an eine lange Kette; oft übergiebt man ein Kind, das noch nicht gehen kann, seiner Aufsicht, und das kluge Thier schützt es nicht allein, sondern schlingt, wenn es herum kriecht und allzu nahe an das Ende seiner Kette kommt, sanft seinen Rüssel um dessen Leib und trägt es wieder in den Mittelpunkt seines Kreises.

64. Ein Elephant bestraft seinen Necker.

Ein Ceylonscher Landmann (erzählt Wolf in seiner Reise nach Ceylon 1ter

Theil), der in der Gegend, wo man aus einem Stalle täglich die Elephanten zur Tränke führte, wohnte, und oft vor seiner Thüre zu sitzen pflegte, gab einem von diesen Thieren dann und wann einige Feigenblätter, die der Elephant gern frißt. Das Thier nahm sie ihm aus der Hand und der Mann hatte eine herzliche Freude darüber. Einst gerieth er auf den Einfall, den Elephanten zu täuschen, wickelte einen Stein in Feigenblätter und sagte zu dem Cornak (dem Führer des Elephanten): diesmal will ich das Thier mit einem Steine füttern, und der soll ihm wohl bekommen. Der Cornak erwiederte, daß der Elephant kein Narr seyn und den Stein hinterschlucken werde. Der Landmann kützelte sich schon im voraus, gab dem Elephanten den Stein, dieser nahm ihn, brachte ihn mit dem Rüssel zum Munde, ließ ihn aber bald fallen. Ha! rief der Cornak aus: habe ich es euch nicht gesagt, daß ihn der Elephant nicht hinunterschlucken werde? Mit diesen Worten trieb er seine Elephanten fort, tränkte sie und kehrte wieder zurück. Der Landmann saß noch vor seiner Thüre und ehe er es sich versah, kam der Elephant von der Seite her, warf seinen Rüssel nach ihm, pack-

te ihn, warf ihn nieder und trat ihn so, daß er augenblicklich starb.

65. Ein Elephant trägt ungeheissen ein löchrigt gewordenes kupfernes Wassergefäß zum Kupferschmiede.

Ganz Neapel (erzählt Sonnini in einer Anmerkung zu Büffons Naturgeschichte) ist Augenzeuge von der Lenksamkeit und Scharfsichtigkeit eines Elephanten gewesen, der dem Könige gehörte. Den Maurern, die im Schlosse arbeiteten, diente er als Handlanger; er reichte ihnen das nöthige Wasser, das er in großen kupfernen Gefäßen aus einem benachbarten Brunnen holte. Er hatte bemerkt, daß man diese Gefäße zum Kupferschmiede schaffte, wenn sie einer Ausbesserung bedurften; als er daher eines Tages sah; daß das Wasser herauslief, so trug er den Kessel selbst zum Kupferschmiede, und als er ausgebessert war, nahm er ihn in Empfang und machte sich wieder an seine Arbeit. Dieser Elephant ging auf den Straßen von Neapel frei herum und that niemand etwas zu Leide; er spielte mit den Kindern, setzte sie sich mit seinem Rüssel auf den Rücken, und that sie nachher wieder

auf die Erde, ohne daß ihnen etwas Uebels widerfahren wäre.

66. Der Elephant, als Mordwerkzeug der Menschen im Kriege.

Vor der Erfindung des Schießpulvers wurden die Elephanten von den asiatischen und afrikanischen Nationen im Kriege gebraucht, und seit undenklichen Zeiten haben sich die Könige von Ceylon, Pegu und Arrakan derselben dabei bedient. Man band ihnen blanke Säbel an den Rüssel, und auf ihren Rücken befestigte man kleine hölzerne Kastelle, in denen sich fünf bis sechs Leute befanden, die mit Wurfspießen und andern Waffen versehen waren. Die Griechen und Römer aber wurden bald mit der Natur dieser ungeheuern Krieger bekannt. Sie öffneten ihre Reihen, um die Thiere hindurchzulassen, und richteten alle ihre Waffen auf ihre Führer. Seitdem aber das Feuergewehr das Element des Krieges und das Hauptwerkzeug der Zerstörung geworden ist, wurden die Elephanten, die eben sowohl das Getöse als das Feuer erschreckt, in unsern Schlachten mehr schädlich als nützlich seyn. Einige indische Könige bewaffnen indessen in ihren Kriegen noch

immer die Elephanten. In Cochin und andern Theilen von Malabar steigen alle Krieger, die nicht zu Fuße fechten, auf Elephanten. Dies ist auch der Fall in Tonquin, Siam und Pegu, wo die Feuergewehre nur wenig bekannt sind. Der Führer sitzt mit auseinander gespreitzten Beinen auf dem Halse und die Streiter sitzen oder stehen auf andern Theilen des Körpers. Die Elephanten leisten auch beim Uebersetzen über Flüsse vortreffliche Dienste und tragen auf ihrem Rücken das Gepäck hinüber. Wenn ihre Führer ihnen mehrere hundert Pfund aufgeladen haben, so machen sie Stricke daran: an diese halten sich die Soldaten fest und schwimmen übers Wasser oder werden herübergezogen. Bei einer Schlacht befestigt man zuweilen eine schwere eiserne Kette an das Ende ihres Rüssels, die sie mit solcher Schnelligkeit herum drehen, daß sich ihnen alsdann unmöglich ein Feind nähern kann. Ein andrer Vortheil, den diese Thiere im Kriege gewähren, besteht darin, daß sie die Thore einer Stadt oder Festung, die eng eingeschlossen und belagert ist, mit Gewalt öffnen. Diesen Zweck erreichen sie dadurch, daß sie sich mit ihrem Hintern an sie anlehnen, und sich so lange hin und her bewegen, bis sie die Riegel zer-

brochen und einen Eingang erzwungen haben. Um diesem Wagestück vorzubeugen, schlägt man gemeiniglich große Nägel in die Thore, welche ziemlich weit hervorragen.

Den Elephanten braucht man auch, nach der Erzählung des Herrn Büssy dazu, das grobe Geschütz über die Berge zu bringen, bei welcher Gelegenheit man seine Klugheit und Gelehrigkeit ganz besonders bemerkt. Spannt man Ochsen oder Pferde vor eine Kanone, so erfordert es alle ihre Kräfte, um sie eine Anhöhe hinauf zu bringen; der Elephant hingegen stößt die Stückkammer mit der Stirne fort, und hält bei jedem Rucke, den er thut, den Wagen mit dem Kniee auf, welches er an das Rad anstemmt.

67. Folgsamkeit des Elephanten gegen seines Führers Befehle.

Zu Mahie auf der Küste Malabar hatte Herr Tornen (s. dessen Reise nach Surata!) Gelegenheit, die Klugheit eines Elephanten zu bewundern. Sein Herr hatte diesen für eine gewisse tägliche Summe Geldes weggeborgt, und seine Beschäftigung bestand darin, daß er mit seinem Rüssel Bauholz aus dem Flusse

zog, welches Geschäft er unter der Leitung eines Knaben sehr geschickt verrichtete. Hierauf legte er die Baumstämme auf einander und zwar jedes Stück in einer solchen Ordnung, daß es kein Mensch besser hätte machen können.

Die Elephanten gehorchen nicht bloß der Stimme ihres gegenwärtigen Führers, sondern einige verrichten auch in dessen Abwesenheit die auffallendsten Arbeiten, die man ihnen zuvor gezeigt hat. „Ich habe zwei Elephanten gesehen, sagt d'Obsonville, die eine Mauer niederrissen; diesen Auftrag hatten ihnen ihre Kornaks oder Führer gegeben, und sie durch das Versprechen von Obst und Branntwein dazu aufgemuntert. Sie vereinigten ihre Kräfte, verdoppelten ihre Rüssel, die man durch Leder gegen Verletzungen geschützt hatte, stießen damit gegen den stärksten Theil der Mauer, wieholten diese Stöße, beobachteten mit den Augen sorgfältig die Wirkungen des Gleichgewichts, und folgten demselben, bis alles endlich hinlänglich locker war; hierauf strengten sie noch einmal alle ihre Kräfte an, und zogen sich schnell zurück, damit sie nicht verwundet würden; worauf das Ganze zusammenstürzte."

68. Folgsamkeit des gezähmten Elephanten, selbst nachdem er mehrere Jahre wieder in der Wildniß gelebt hat.

Man hat behauptet, daß der Elephant so vielen Scharfsinn und ein so gutes Gedächtniß besitze, daß er ein angethanes Unrecht nicht wieder vergesse, und daß, wenn er einmal aus der Gefangenschaft entkommen sey, er sich durch keine List wieder fangen lasse. Folgende Beispiele, die aus den philosophischen Verhandlungen auf das Jahr 1799 genommen sind, beweisen jedoch das Gegentheil.

„Im Jahr 1765 hatte der Rajah Kischun Mannick einen weiblichen Elephanten gefangen, den er etwa sechs Monat nachher einem angesehenen Manne, Namens Abdoor Rezah, schenkte. Im Jahre 1767 ließ der Rejah Truppen gegen den Letztern marschiren, und auf seinem Rückzuge war Abdoor Rezah der Elephant wieder in den Wald entlaufen, nachdem er ihn zwei Jahre zum Reiten gebraucht hatte. Nachmals fing man dies Weibchen wieder, allein in einer stürmischen Nacht riß es sich nochmals los und entkam zum zweiten Mahle. Im Jahre 1782, und also über zehn

Jahre nach seiner zweiten Flucht, wurde es von den Elephantenjägern des Herrn Leeke in die Einfassung getrieben und da gefangen. Den Tag darauf besah Herr Leeke die gefangene Heerde und seine Jäger zeigten ihm das Weibchen, dessen sie sich noch sehr wohl erinnerten. Sie nannten es oft beim Namen, und es schien auf dieses Rufen einigermaßen aufmerksam zu seyn, indem es sogleich nach ihnen hinsah, wenn sie seinen Namen nannten; auch schien es keinen Gefallen an den wilden Elephanten zu finden, die unaufhörlich und voller Wuth um die Einfassung herumrannten, sondern völlig mit seiner Lage ausgesöhnt zu seyn."

„Achtzehn Tage lang kam es dem Ausgange niemals so nahe, daß man seiner hätte habhaft werden können; vielleicht erinnerte es sich noch an das, was ihm schon zweimal wiederfahren war, denn wenn die Elephanten hier gefangen werden, zerstoßen sie sich ganz schrecklich. Herr Leeke kam endlich selbst herbei, als sich bloß noch dieser Elephant, ein andres Weibchen und acht Junge in der Einfassung befanden. Nachdem man das Weibchen mit Hülfe der zahmen Elephanten gefangen hatte, ruften die Jäger jenen beim Namen. Er kam sogleich an

den Rand des Grabens innerhalb der Einfassung; hierauf brachten einige Wärter einen Platanusbaum herein, dessen Blätter er ihnen mit seinem Rüssel aus der Hand nahm; ja sie öffneten ihm sogar den Mund, um ein Blatt hinein zu stecken, welches sie dadurch bewirkten, daß sie ihn streichelten und schmeichelten, und beim Namen nannten. Jetzt ließ man einen zahmen Elephanten an ihn hinan. Anfänglich wollte er diesen nicht zu nahe an sich kommen lassen, sondern zog sich mit offenbarem Unwillen etwas zurück; allein als die Wärter, die zu Fuße waren, ihn riefen, kam er sogleich wieder herbei, ließ sich wie vorher streicheln und schmeicheln, und in wenigen Minuten war er mit den zahmen Elephanten vertraut. Ein Wärter schlang ihm alsdann ein Seil um den Leib und schwang sich sogleich auf seinen Rücken hinauf; anfänglich wollte er ihn zwar nicht leiden, allein es dauerte nicht lange, so war er dies zufrieden. Hierauf machte man ihm einen Strick um den Hals, in den der Treiber seinen Fuß setzen sollte; dieser setzte sich nunmehr wie gewöhnlich auf den Hals, und ritt auf ihm wie auf einem zahmen Elephanten nach der Einfassung hin."

„Hierauf befahl er ihm, sich nieder zu legen, welches er auch sogleich that, und nicht eher wieder aufstand, als bis man es verlangte. Von seinem Sitze herab fütterte er ihn, gab ihm seinen Stab zu halten, den er mit seinem Rüssel faßte, in den Mund that, trug und ihn wieder zurück gab, so wie es von ihm verlangt wurde, und wie er es sonst gemacht hatte. Kurz, aus allem sah man, daß er wirklich ehemals schon gezähmt worden war.“

Im Juni 1787 mußte ein Männchen, welches man das Jahr vorher gefangen hatte, in Gesellschaft einiger andern Elephanten mit Gepäck beladen eine Reise nach Chittigong mit machen; da es aber auf die Spur eines Tigers stieß, welche von den Elephanten sehr leicht gewittert werden, so gerieth es in Furcht, und rannte trotz aller Anstrengung von Seiten seines Führers nach einem Walde zu. Als es in diesem anlangte, suchte sich der Führer durchs Springen zu retten, und hing sich an einem Baumast an, unter welchem der Elephant weglief. Da dieser seines Führers los war, suchte er sich auch bald seiner Last zu entledigen. So bald er wegrannte, schickte man ihm ein gezähmtes Weibchen nach, allein es kam zu

spät an, als daß es sein Entkommen hätte hindern können.

Als man nun achtzehn Monate nachher eine Heerde Elephanten gefangen, und einige Tage in der Einfassung gelassen hatte, sah einer von den Treibern ein Männchen sehr aufmerksam an, und erklärte, daß es einem Elephanten gliche, der fortgelaufen wäre. Alles kam vor Neugierde herbei gelaufen und besah ihn; wenn ihm aber jemand zu nahe kam, schlug er ihn mit seinem Rüssel, und schien eben so wild und wüthend als die übrigen Elephanten zu seyn.

Endlich kam auch ein alter Jäger herbei, besah ihn, und sagte, daß es der nämliche Elephant wäre, der davon gelaufen sey.

Völlig davon überzeugt, ritt er auf einem zahmen Elephanten kühn auf ihn los, und befahl ihm, sich nieder zu legen, indem er ihn zugleich bei dem Ohre zupfte. Das Thier schien ganz erstaunt zu seyn, gehorchte aber augenblicklich dem Befehle und machte zugleich mit dem Rüssel ein sonderbares gellendes Quieken: nunmehr erkannte ihn sogleich jeder, der etwas von dieser Sonderbarkeit wußte.

Man sieht also, daß dieser Elephant in acht bis zehn Tagen, während welcher er sich in der Einfassung befunden hatte, eben so wild und

wüthend als die kühnsten Elephanten geworden war, die man eben erst gefangen hatte; daß er sich aber auch, so bald man ihn anredete, sogleich seines vorigen unterthänigen Zustandes erinnerte. Ohne Schwierigkeit ließ er nunmehr den Treiber auf seinen Hals sitzen, und war in wenigen Tagen eben so lenksam als vorher.

Ein weiblicher Elephant, der einem Herrn zu Calcutta gehörte und der aus den obern Gegenden nach Chotygone unter Weges war, riß sich zufälliger Weise von seinem Führer los, und verlor sich in den Wäldern. Der Treiber entschuldigte sich deswegen, allein sein Herr ließ seine Entschuldigung nicht gelten; er glaubte, er hätte ihn verkauft: seine Frau und Familie wurden daher als Sklaven verkauft und der Treiber selbst wurde zum Strassenbau verurtheilt. Etwa zwölf Jahre nachher erhielt derselbe Befehl, wilde Elephanten fangen zu helfen. Er glaubte hier seinen lange vermißten Elephanten unter einer Heerde zu erblicken, die sich vor ihm befand; er entschloß sich daher, auf ihn loszugehen, und ob man ihm gleich die große Gefahr vorstellte, die er dabei liefe, so ließ er sich doch nicht von seinem Vorsatze abhalten. Als er sich dem Thiere näherte, erkannte es ihn, grüßte ihn dreimal, indem

es seinen Rüssel hin und her schwang, kniete nieder und ließ ihn aufsteigen. Nachher half es die andern jagen, und brachte zugleich seine drei Jungen mit, die es während seiner Abwesenheit geworfen hatte. Der Wärter erhielt seine Stelle wieder, und als eine Vergütung für seine Leiden und seine Unerschrockenheit empfing er einen Jahrgehalt auf Lebenszeit. Dieser Elephant wurde nochmals ein Eigenthum des Gouverneur Hastings.

Kurz, wenn der Elephant gezähmt ist, so ist er das sanfteste und folgsamste Geschöpf unter allen Hausthieren. Seinen Wärter liebt er so sehr, daß er ihn liebkos't, seine Befehle im voraus erräth, und alles, was demselben angenehm ist, voraus sieht. Er lernt bald die Zeichen verstehen, und unterscheidet sehr bestimmt die Aeußerungen des Unwillens und des Beifalls.

69. Treue und Sorgfalt eines Elephanten.

So wenig der Elephant einem Geschöpfe von Gefühl und Empfindung gleich sieht, so ist es doch unläugbar, daß derselbe eines hohen Grades von Zärtlichkeit, Treue und Dankbar-

keit fähig sey. Insonderheit ist er seinem Führer und Herrn, wenn er von demselben gut behandelt wird, mit der größten Zuneigung ergeben. Dieß beweis't unter andern auch folgende Erzählung.

Als Pyrrhus mit gewaffneter Hand in Argos eindrang, bekam er von seinen Soldaten, welcher auf einem Elephanten saß, eine gefährliche Verwundung, und stürzte auf die Erde hinunter. Als nun der Elephant sahe, daß er seinen Herrn unter dem Getümmel verloren habe, schlug er den ganzen Haufen aufs schrecklichste auseinander, bis er ihn wieder gefunden hatte. Er nahm ihn hierauf mit seinem Rüssel von der Erde, setzte ihn auf seine Zähne und kehrte mit ihm nach der Stadt zurück.

Beinahe unglaublich ist es auch, was man von einem Elephanten des Porus (Königs in Indien) erzählt. Als dieses Thier sahe, daß sein Herr durch eine Menge von Wunden ganz entkräftet war, knieete es langsam nieder, um ihn abzusetzen, und zog mit seinem Rüssel die Pfeile aus dem Körper desselben. Da aber der Elephant wahrnahm, daß sein Herr gar zu viel Blut verlor, und ohnmächtig wurde,

nahm er ihn wieder auf seinen Rücken und trug ihn ins Lager.

70. Elephanten nehmen sich ihrer Gebieter thätig an.

Aelian erzählt von einem indischen Großen, der eine junge Elephantin hatte, die er sehr sorgfältig erzog. In der Folge ritt er fast beständig auf diesem Thiere, und gab ihm täglich Beweise von seinem Wohlwollen. Der König, den man von der Lenksamkeit und Fähigkeit dieses Thieres unterrichtet hatte, foderte es ihm ab, indem er es für sich verlangte; allein der Indier wollte sich nicht von seinem Lieblinge trennen und floh mit ihm ins Gebirge. Auf Befehl des Königs verfolgte man ihn, und da der Geflüchtete sich auf dem Gipfel eines steilen Felsens befand, so trieb er eine zeitlang den Angriff der ausgeschickten Soldaten zurück, und vertheidigte sich mit Steinen, worin ihm der Elephant, der sehr vortrefflich werfen gelernt hatte, treulich beistand. Endlich aber gelang es den Soldaten dennoch, zu ihm hinauf zu kommen, worüber der Elephant in eine ausserordentliche Wuth gerieth, sich mitten unter sie stürzte, einige zertrat,

andre mit dem Rüssel zu Boden warf und die Uebrigen in die Flucht jagte. Hierauf nahm er seinen verwundeten Herrn auf den Rücken und brachte ihn an einen Ort hin, wo er in Sicherheit war.

71. Der Elephant thut Scharfrichter-Dienste.

In mehrern Gegenden Indiens bedient man sich der Elephanten anstatt des Scharfrichters; mit ihrem Rüssel brechen sie dem Verbrecher alle Gliedmaßen entzwei, treten ihn todt oder spießen ihn auf ihre Hauer, so wie man es ihnen befiehlt.

72. Der Elephant macht den Todtengräber.

Wenn die Elephanten ein krankes oder verwundetes Thier ihrer Art antreffen, so leisten sie ihm allen Beistand, der in ihren Kräften steht. Stirbt es, so begraben sie es und bedecken es sorgfältig mit Baumzweigen.

73. Ein Elephant geht zum Wundarzte, um sich seine Wunde verbinden zu lassen.

Während eines Krieges in Ostindien hatten viele Franzosen Gelegenheit, einen Elephanten zu beobachten, der durch eine Kanonenkugel eine Fleischwunde erhalten hatte. Nachdem man ihn zwei bis dreimal ins Spital geführt hatte, wo er sich ausstreckte, um sich verbinden zu lassen, ging er nachmals allein dahin. Der Wundarzt ergriff solche Mittel, die er für zweckmäßig hielt, ja er brannte ihm sogar manchmal die Wunde aus, und ob dem Thiere schon der Schmerz, den es dabei auszustehen hatte, oft das kläglichste Stöhnen auspreßte, so äußerte es doch gegen diesen Mann nie andre Empfindungen als Dankbarkeit. Endlich war der Wundarzt doch so glücklich, den Elephanten völlig wieder herzustellen.
(D'Obsonville S. 163.)

74. Ein Elephant opfert aus Ehrgeiz sein Leben auf.

In Indien bediente man sich vormals der Elephanten auch, um Schiffe vom Stapel zu

lassen. Einst befahl man einem solchen Thiere, ein sehr großes Schiff ins Wasser zu stoßen; allein die Arbeit ging über seine Kräfte; als dies sein Herr sah, befahl er dem Wärter in einem höhnischen Tone, dies faule Thier fortzuschaffen, und ein Andres zu holen. Das arme Geschöpf versuchte es sogleich noch einmal, und bot alle seine Kräfte auf, allein es zerbrach sich den Schädel, und starb auf der Stelle. (Pennant, der dies aus Ludolph Comm. in hist. Aeth. anführt.)

75. Ein Elephant fühlt Freundschaft gegen ein Thier andrer Art.

Folgendes Beispiel dürfte beweisen, daß, so wie der Mensch gegen gewisse Thiere, z. B. Hunde und Katzen, eine besondre Zuneigung faßt, dies auch mit dem Elephanten der Fall sey.

Der Elephant, den der türkische Kaiser im Jahre 1740 dem Könige von Neapel schenkte, ließ eine ganz besondre Zuneigung gegen einen Hammel blicken, den man neben noch einigen andern Thieren in seinem Behältnisse eingesperrt hatte. Er erlaubte ihm sogar, mit dem Kopfe, wie es diese Thiere zu machen pflegen, gegen ihn anzurennen und ihn zu sto-

ßen. Mißbrauchte aber der Hammel diese Gefälligkeit, so bestand die ganze Strafe, die er ihm anthat, darin, daß er ihn mit dem Rüssel in die Höhe hob und auf einen Misthaufen warf; die übrigen Thiere hingegen, die ihm etwa zu nahe kamen, warf er mit solcher Heftigkeit an die Wand, daß sie auf der Stelle todt blieben.

76. Ein Elephant vergißt selbst im Zorne Großmuth und Mitleiden nicht.

Ein Elephant, den die Wunden, die er in der Schlacht bei Hambour erhalten, wüthend gemacht hatten, lief quer Feld ein und machte ein schreckliches Geschrei. Ein Soldat, den zwar seine Cameraden durch ihr Geschrei auf das Thier aufmerksam zu machen suchten, konnte sich, vielleicht wegen seiner Wunden, nicht mit der Flucht retten. Der Elephant schien erschrocken zu seyn, daß er mit den Füßen auf ihn treten sollte, hob ihn mit dem Rüssel in die Höhe, legte ihn sanft auf die Seite und setzte seinen Weg fort.

77. Zärtlichkeit und Freundschaft der Elephanten unter sich.

Daß die Elephanten die wärmste Zuneigung gegen einander hegen, beweis't folgende Thatsache, die aus einem französischen Journale genommen ist. Vor ungefähr zwölf Jahren kamen zwei Elephanten, ein Männchen und ein Weibchen, von der Insel Ceylon nach Holland; beide waren noch sehr jung. Man hatte sie von einander getrennt, um sie aus dem Haag nach Paris ins Museum der Naturgeschichte zu schaffen, wo man für sie einen geräumigen Stall zurecht gemacht hatte. Dieser war in zwei Abtheilungen getheilt, welche vermittelst einer großen Thüre, die einem Fallgatter glich, mit einander in Verbindungen standen. Die Einfassung, die um diese Abtheilungen herum lief, bestand aus sehr starken hölzernen Geländern. Den Morgen nach ihrer Ankunft schaffte man sie in diese Wohnung. Das Männchen brachte man zuerst; es trat voller Argwohn hinein, untersuchte den Ort, hierauf probirte es jede Stange besonders mit dem Rüssel und sah ob sie fest sey, indem es daran rüttelte. Es suchte an der Außenseite die großen Schrauben herumzudrehen, die sie zusammen

hielten, allein dies war für dasselbe unmöglich. Als es ans Fallgatter kam, das die Abtheilungen von einander schied, bemerkte es, daß dasselbe blos mit einer senkrechten eisernen Stange fest gemacht war; diese hob es auf, stieß an die Thür und ging in die zweite Abtheilung, wo es sein Frühstück erhielt.

Nur mit größter Mühe hatte man diese Thiere von einander trennen können, damit jedes besonders die Reise machte, und nunmehr hatten sie einander seit einigen Monaten nicht gesehen; die Freude, die sie bei ihrer ersten Wiederzusammenkunft empfanden, läßt sich kaum beschreiben. Sie liefen sogleich auf einander los, und erhoben ein so lebhaftes und starkes Freudengeschrei, daß das ganze Gebäude davon erschütterte: der Athem drang durch ihre Rüssel so ungestüm heraus, daß sein Blasen einem starken Windstoße glich. Die Freude, die das Weibchen äußerte, war am lebhaftesten; es gab sie durch ein Schlagen mit den Ohren zu erkennen, die es mit erstaunlicher Schnelligkeit bewegte, und warf seinen Rüssel mit der größten Zärtlichkeit über den Leib des Männchens. Besonders legte es ihn an sein Ohr, wo es ihn lange still hielt, und nachdem es ihn um den ganzen Leib des Männchens geschlun-

gen hatte, bewegte es ihn zärtlich nach seinem eigenen Munde zu. Das Männchen that dasselbe, es schlang seinen Rüssel um den Leib des Weibchens, seine Freude aber war inniger. Es schien sie durch Thränen zu verrathen, die es in Menge vergoß. Seit der Zeit haben beide beständig einen Stall zusammen gehabt, und ihre gegenseitige Zärtlichkeit und natürliche Zuneigung haben jedermanns Bewunderung erregt.

78. Ein Elephant bestraft einen Soldaten, der ihm Geschenke entzog.

Ein Soldat, der bei der Menagerie zu Paris Schildwache stand, bat die Zuschauer öfters, daß sie den Elephanten ja nichts zu fressen geben möchten. Diese Erinnerung mißfiel dem Weibchen ganz besonders, und es sah die Wache mit sehr scheelen Augen an. Schon mehrmals hatte es versucht, ihr ihre Einmischung dadurch abzugewöhnen, daß es ihr den Kopf mit Wasser bespritzt hatte, allein seine Mühe war vergeblich gewesen. Eines Tages, als mehrere Personen da standen, um diesen Thieren zuzusehen, reichte einer von den Umstehenden dem Weibchen ein Stück Brod; die

Schildwache wurde dies gewahr, und als sie den Mund öffnete, um ihre gewöhnliche Erinnerung anzubringen, trat das Weibchen sogleich vor sie hin, und spritzte ihr eine große Menge Wasser ins Gesicht. Es entstand ein allgemeines Gelächter darüber; die Schildwache aber wischte sich ruhig das Gesicht wieder ab, trat etwas auf die Seite und war wie gewöhnlich sehr wachsam. Nicht lange darauf mußte sie ihre Erinnerung gegen die Zuschauer wiederholen; kaum hatte sie dies gethan, so nahm ihr das Weibchen die Flinte, wand ihren Rüssel darum, trat mit den Beinen darauf, und gab sie nicht eher wieder zurück, als bis sie dieselbe wie eine Schraube gewunden hatte.

79. Stärke und Kühnheit des Elephanten.

Im Jahre 1700 im Decembermonat, erzählt Bosmann; kam ein Elephant Morgens um 6 Uhr auf das Fort Mina an der Goldküste zu, und nahm seinen Weg längs dem Flusse unter dem Berge St. Jago. Einige Neger liefen unbewaffnet um ihn herum, und dies litt er, ohne das geringste Mißtrauen darüber zu äussern. Allein ein holländischer Officier schoß

nach ihm und verwundete ihn über dem Auge. Das Thier veränderte seinen Weg nicht, sondern setzte ihn mit gespitzten Ohren nach dem holländischen Garten fort, wo es der Generaldirektor und die andern Bedienten des Forts unter den Palmbäumen sahen. Es hatte mit der größten Leichtigkeit ungefähr ein Dutzend von diesen Bäumen umgeworfen, als man mehr als hundert Kugeln auf dasselbe abschoß. Nun blutete es über und über, aber es hielt sich doch auf den Beinen und wankte nicht im geringsten. Als dies geschehen war, wollte ein Neger den Elephanten necken und zerrte ihn am Schweife; dieser aber nahm es übel, packte ihn mit dem Rüssel, warf ihn zu Boden, trat ihn zwei- bis dreimal mit den Füßen, und bohrte ihm mit den Zähnen zwei Löcher in den Leib, die so groß waren, daß man eine Hand hineinlegen konnte. Als der Neger todt war, wandte er sich von ihm weg, und ließ die andern Neger ungestört den Leichnam fortschaffen. Nun blieb er noch über eine Stunde im Garten, und schien sein Augenmerk auf die Holländer gerichtet zu haben, die fünfzehn bis sechszehn Schritte von ihm entfernt saßen. Da diese ihr Pulver verschossen hatten und besorgten, der Elephant möchte über sie herfallen,

gingen sie fort. Unterdessen war der Elephant zu einer andern Thür gekommen, und obgleich die Gartenmauer aus einer doppelten Reihe von Steinen bestand, so riß er sie doch mit geringer Mühe um, und ging durch diese Oeffnung aus dem Garten. Ganz langsam wanderte er nach einem Flusse hin, wo er sich das Blut abwusch, mit dem er bedeckt war. Hierauf kehrte er unter die Palmbäume zurück, und zerbrach daselbst einige Breter, die zum Baue eines Fahrzeugs bestimmt waren. Die Holländer hatten sich unterdessen wieder mit Pulver und Blei versehen, und ihre wiederholten Schüsse setzten endlich den Elephanten ausser Stand, ihnen länger Widerstand zu leisten. Hierauf hieben sie ihm mit großer Mühe den Rüssel ab, und der Elephant, der bisher keinen Laut von sich gegeben hatte, brüllte nunmehr fürchterlich. Er warf sich unter einen Baum und starb daselbst.

Die Elephanten-Mütter haben eine große Liebe zu ihren Jungen: wenn sie sehen, daß Eines von ihnen in eine Fallgrube gefallen ist, so stürzen sie sich sogleich nach, obschon sie dadurch ihre Freiheit, ja selbst ihr Leben einbüssen. Sie gehen muthig jeder Gefahr entgegen,

in der sich etwa ein Junges befindet, und suchen es mit Aufopferung ihres eigenen Lebens zu retten.

80. Das Affengeschlecht.

Nach Gemelli Karreri sollen einige Affen in einzelnen Stücken so viel, wo nicht mehr Witz haben, als einige von Erziehung und Clima verwahrlosete Menschen. Auf den Küsten des Flusses Gambia, wo laut Froger *) die Affen bösartiger und größer, als irgendwo in Afrika sind, fürchten sich die Neger vor ihnen, und kommen selten aufs Feld, ohne von ihnen angegriffen zu werden. Diese verwegenen Thiere haben die Art, ihnen einen Stock darzureichen, und sie gleichsam zu einem Zweikampfe herauszufordern. Die meisten Neger glauben, sie wären ein fremdes Volk, das in ihrem Lande sich niedergelassen habe; daß man sie aber nicht reden höre, komme hauptsächlich daher, weil sie fürchten, zur Arbeit angehalten zu werden.

*) S. Relation des voyages de geunes par Frogey.

In der allgemeinen Geschichte der Reisen wird gesagt, daß die, die auf den Afrikanischen Küsten ausgehen, um Affen zu fangen, ihnen einerlei Schlinge nie zweimahl legen dürfen. Diese Thiere kennen diejenigen, welche ihnen nachstellen, sehr genau. Wenn sie einen Affen von ihrer Zunft verwundet sehen, so ermangeln sie nie, ihm zu Hülfe zu kommen. Sie merken an der Schwierigkeit im Herausziehen des Pfeils sogleich, wenn er Widerhaken hat, und um ihren Gesellen wenigstens die Bequemlichkeit im Laufen zu verschaffen, beißen sie den Stab mit den Zähnen ab. Ist ein anderer mit einer Kugel verwundet, so suchen sie die Wunde, kauen Blätter, und legen sie darauf. Sie müssen also wissen, daß dieses der Wunde dienlich sey.

Der Vorfall, welche dem Kriegsheere Alexanders begegnete, ist ein merkwürdiger Beweis ihrer Nachahmungsbegierde. Man war in der größten Ordnung bis an die Gebirge vorgerückt, wo die Affen ihren Aufenthalt haben, und hielt daselbst Nachtlager. Des andern Tages, als das Heer aufbrechen wollte, sahen die Soldaten in einiger Entfernung eine ungeheure Menge Affen, die sich, truppweise versammelt, in Reihen und Gliedern, wie eine

kleine Armee, so förmlich hingestellt hatten, daß die Macedonier, die einen solchen Auftritt nicht vermutheten, anfangs den Feind zu sehen glaubten.

Als Herr von Condamine und Bouguer sich in Peru aufhielten, waren die Affen auf ihre Beobachtungen in den Gebirgen so aufmerksam, daß man hernach in einer von Affen aufgeführten Pantomimischen Comödie, zu welcher unsre Naturkundiger von den Bewohnern der Gegend eingeladen wurden, mit Erstaunen Affen sah, die sich verständliche Zeichen gaben, oft nach der Uhr liefen, schrieben, und die Sterne durch Brillen ansahen. Wenn aber dieß größtentheils auch nur Affenwerk und gedankenlose Nachahmungssucht seyn sollte; so wird man doch bei ruhiger und partheiloser Erwegung nachfolgender Erzählungen, die fast alle verbürgt sind, Achtung für die Talente der Affen haben müssen.

81. Häusliche Ordnung und Kinderzucht in den Affenfamilien.

Bei der Gelegenheit, wo d'Obsonville von den heiligen Aufenthaltsorten der Affen in verschiedenen Theilen Indiens spricht,

erzählt er, daß er auf seinen Reisen gelegentlich diese alten Tempel besucht habe, um darin auszuruhen. Er sah, wie Mehrere der dortigen Affen ihn erst betrachteten und dann aufmerksam nach der Speise guckten, die er zu sich nehmen wollte. Ihre Augen und Bewegungen verriethen allemahl ihre Unruhe, ihre Freßbegierde und ihren großen Appetit, wenigstens einen Theil von seiner Mahlzeit zu haben.

Um sich bei solchen Gelegenheiten ein Vergnügen zu machen, versah er sich allemahl mit einer Quantität gedörrter Erbsen. Anfänglich streuete er etliche auf die Seite, wo der Anführer stand (nach seiner Behauptung sollen sie allemahl einen vornehmen Affen zum Anführer haben), das Thier trat nach und nach näher herbei, und las sie begierig zusammen. Er reichte hierauf die ganze Handvoll hin, und da sie gewöhnlich niemand als bloß friedfertige Leute zu sehen bekommen, so wagte sich das Oberhaupt, aber wankenden Trittes, zu nähern, als wenn es recht sorgfältig Acht gäbe, daß kein böser Streich dahinter stecke. Nunmehr wurde es kühner, faßte den Daumen der Hand, in der sich die Erbsen befanden, mit der einen Pfote an und fraß mit der

andern, indem es zugleich seine Augen beständig auf d'Obsonville's Augen gerichtet hatte. „Wenn ich, fährt d'Obsonville fort, lachte oder mich rührte, so unterbrach es seine Mahlzeit, arbeitete mit den Lippen und ließ eine Art von Murren hören, dessen Bedeutung mir seine langen Hundszähne, die es gelegentlich zeigte, recht gut erklärten. Wenn ich etliche Erbsen etwas weiter hinwarf, so schien es sich darüber zu freuen, daß sie Andre auflasen, allein manchmahl brummte es auch und fiel über diejenigen her, die mir zu nahe kamen. Sein Geschrei und seine Besorgniß, die zwar zum Theil vielleicht von seiner Begierde herrühren mochten, verriethen doch offenbar seine Furcht, daß ich ihre Schwäche benutzen und sie fangen möchte. Auch sah ich, daß diejenigen, die mir am nächsten kommen durften, allemahl die größten und stärksten Männchen waren; die Jungen und Weibchen durften mir nicht zu nahe kommen, sondern mußten sich immer in einer beträchtlichen Entfernung von mir halten."

Die Sorgfalt und Zärtlichkeit, welche die Weibchen in diesem völlig wilden Zustande gegen ihre Jungen hatten, fiel sehr deutlich in die Augen; sie hielten sie unter gehöriger

Aufsicht und im Gehorsame. D'Obsonville sah die Mütter die Jungen säugen, liebkosen, reinigen und ihnen das Ungeziefer ablesen, und wenn sich die Mütter auf die Knie niedergelassen hatten, so sahen sie mit Vergnügen den Spielen ihrer Jungen zu. Diese rangen mit einander, warfen und jagten sich, und wenn irgend Eines einen boshaften Streich machte, so sprang die Mutter herbei, faßte es mit der einen Tatze beim Schwanze und ohrfeigte es tüchtig mit der Andern durch. Einige retteten sich mit der Flucht; sobald sie sich aber außer Gefahr sahen, näherten sie sich in einer bittenden und schmeichelnden Stellung, ob sie schon nachher wieder in dieselben Fehler verfielen. Ein andermahl fand sich jedes sogleich auf den ersten Schrei der Mutter ein. Wenn diese eine kleine Strecke fortging, folgten ihr die Jungen langsam nach; sobald sie aber geschwind laufen mußten, stiegen diese ihr allemahl auf den Rücken oder klammerten sich vielmehr um ihren Bauch.

Ueberhaupt leben die Affen ziemlich friedlich mit einander. In großen und fruchtbaren Einöden plaudern zuweilen Schaaren von verschiedenen Arten miteinander, ohne daß dabei eine

Unordnung oder Störung vorfiele, und ohne daß sich eine Art mit der andern vermischte. Allein wenn kühne Herumstreicher Lust haben, ihr Glück an Orten zu versuchen, die eine andre Heerde schon im Besitz hat, so vereinigt sich diese sogleich, um ihre Rechte zu behaupten. Herr von Maisoupre und sechs andre Europäer waren Augenzeugen von einem solchen Kampfe, der innerhalb der Ringmauer der Pagode von Cheringam entstand. Es hatte sich nämlich ein großer, starker Affe heimlich hineingestohlen, der aber bald entdeckt wurde. Auf das erste Alarmgeschrei vereinigten sich sogleich viele Männchen und fielen über den Fremdling her. Ob dieser schon weit größer und stärker als jene war, so merkte er doch, das er in Gefahr sey; er floh daher auf den Gipfel einer Pyramide, die eilf Stockwerk hoch war, wohin ihm augenblicklich seine Feinde nachfolgten; als er sich aber oben auf dem Gebäude befand, das sich in einen engen runden Dom endigte, nahm er eine feste Stellung ein, und indem er seine Lage benutzte, packte er drei bis vier der Verwegensten an, und stürzte sie hinunter. Diese Beweise von seiner Tapferkeit machten die andern schüchtern, und diese fanden für gut, sich nach vielem

Lärm zurückzuziehen. Der Sieger blieb bis zum Abend daselbst und dann suchte er sich einen Sicherheitsort.

82. Der ringelschwänzige Maki oder Makoko soll die Sonne anbeten.

Der Makoko ist ein artiges Thier, mit einer schönen Gesichtsbildung, von schöner, schlanker Gestalt und glänzenden Haaren. Er zeichnet sich vorzüglich durch seine großen Augen, seine hohen Hinterbeine, die weit länger als die Vorderbeine sind, und durch seinen großen Schwanz aus, den er immer in die Höhe hält, beständig bewegt, und an dem gegen dreißig weiße und schwarze Ringe mit einander abwechseln, die man von einander sehr deutlich unterscheiden kann.

Dies Thier ist von Natur sanft, und ob es schon in vieler Hinsicht den Affen gleicht, so hat es doch nichts von ihrem bösartigen Character.

Die Vermuthung, daß diese Affen ein dunkles Gefühl von einem höchsten Wesen hätten, das sie anbeteten, ist zwar durchaus unerweislich und unwahrscheinlich, hat aber eine merkwürdige Veranlassung. Mehrere Beobachter

nämlich haben bemerkt, daß diese Thiere sich oft vor die Sonne hinstellen, und sie zu bewundern oder sich über sie zu freuen scheinen. Sie sollen sich dabei förmlich niedersetzen und die Hände ausstrecken, während sie ihre Augen nach diesem Gestirne gerichtet haben; dies sollen sie täglich mehrmahls thun und damit ganze Stunden zubringen. Sie wenden sich nach der Sonne hin, so wie sie in die Höhe steigt oder sich senkt.

Sonnini versichert, daß er dieß an einem Makoko zu Cayenne gesehen habe, der von den moluckischen Inseln auf einem Schiffe dahingekommen war. Aber höchst wahrscheinlich rührt dieß bloß davon her, daß dieß Thier sehr frostig ist, und sich daher an der Sonne wärmen will. Büffon hatte mehrere Jahre lang in Bourgogne einen Makoko, der immer sehr nahe am Feuer saß und die Arme ausstreckte, um sich desto besser wärmen zu können.

83. Der Predigeraffe.

Man nennt diesen Affen den schwarzen Brüllaffen, den Prediger u. s. w. Er hält sich in Amerika auf, lebt in den großen

Wäldern von Brasilien und Guaiana, und ist so groß wie ein Fuchs. Er ist so wild und ungestüm, daß er sich weder fangen noch zähmen läßt; er beißt fürchterlich um sich her, und macht ein schreckliches Geschrei.

Diese Affen leben gewöhnlich in Partien von zwanzig bis dreißig beisammen, und schwärmen auf den Gipfeln der Bäume umher. Wenn sie jemand allein sehen, fallen sie über ihn her, zupfen und bedrohen ihn.

Marcgrave, der sich lange in Brasilien aufgehalten, und Gelegenheit genug gehabt hat, diese Affen zu beobachten, behauptet, daß sie sich alle Tage des Morgends und des Abends in den Wäldern versammelten. Einer von ihnen stellt sich alsdann auf einen höhern Zweig, und giebt den andern mit der Hand ein Zeichen, daß sie sich um ihn her niedersetzen und ihn anhören sollten. Er fängt hierauf an, sie anzureden, und macht dabei ein solches Geschrei, daß man glauben sollte, die ganze Versammlung stimme mit ein. Gleichwohl schweigen die Uebrigen ganz still, bis nach einiger Zeit der Redner ein neues Zeichen mit der Hand giebt, daß sein Vortrag zu Ende sey. Sogleich stimmen alle einmüthig ein Geschrei an. Endlich gibt der Redner wieder ein

Zeichen, daß sie noch einmal schweigen sollen, worauf er seine Rede vollends zu Ende bringt.

Sobald einer von diesen Affen verwundet ist, sammeln sich, wie Dexmelin erzählt, die Uebrigen um ihn her, und legen die Finger in die Wunde, als wenn sie dieselbe sondirten, und wenn etwa viel Blut weggelaufen ist, so halten einige die Oeffnung zu, während andre Blätter zusammenmachen, und sie geschickt auf die Wunde legen. Dexmelin hatte öfters Gelegenheit, diese Art von Operation zu beobachten. (Animal Biography et Anecdotes of the Lives, Manners and Economy of the animal creation. By Bingley. I. Vol. 1803.)

84. Der zärtliche Orangutang.

Zwei Orangutangs, ein männlicher und ein weiblicher, lebten mit einander in der zärtlichsten Verbindung. Das Weibchen wurde krank und starb. Darüber vergoß ihr Gatte bittere Thränen, und grämte sich über diesen schmerzlichen Verlust so sehr ab, daß er in etlichen Tagen darauf ihr im Tode nachfolgte.

85. Orangutangs werden als Bediente benutzt.

a) Hamilton sah auf Java einen Orangutang, der Feuer anzünden konnte, und es mit seinem Munde anblies; der Fische röstete, um sie mit gekochtem Reis zu essen, worin er dem Menschen nachahmte.

b) Lecomte sah in der Strasse der moluckischen Inseln eines von diesen Thieren, das einen ähnlichen Charakter besaß. Es ging aufrecht und bediente sich seiner Arme und Hände wie ein Mensch: überhaupt waren seine Handlungen den menschlichen so ähnlich und seine Leidenschaften so lebendig als ausdrucksvoll, daß eine stumme Person sich kaum verständlicher ausdrücken konnte. Seine Freude und seinen Aerger bezeugte es dadurch, daß es mit dem Fuße auf die Erde stampfte. Man hatte es tanzen gelehrt; und es konnte zuweilen wie ein Kind schreien. Während es sich am Bord des Schiffes befand, lief es öfters an dem Thauwerke hinauf, und machte es wie ein Seiltänzer, um der Gesellschaft die Zeit zu vertreiben. Mit erstaunlicher Gewandtheit und Sicherheit konnte es sich von einem Seile zum

andern schwingen, obgleich diese fünfzehn bis zwanzig Fuß von einander entfernt waren.

86. Ein Schimpans-Affe hungert sich freiwillig zu Tode.

Der Schimpanse in Afrika ist ein Geschlechts-Verwandter vom Orangutang auf Borneo. Seine Verschlagenheit, sagt Hr. Degrandpré in seiner Reise nach der Westküste von Afrika, ist ausserordentlich; er geht gewöhnlich aufrecht, auf einen Baumzweig wie auf einen Stock gestützt; die Neger fürchten ihn, und zwar nicht ohne Grund, weil er sie zuweilen ziemlich arg mißhandelt. Hr. Grandpré sah auf einem Schiffe ein Weibchen von dieser Affenart, welches bewundernswürdige Beweise von Scharfsicht ablegte. Es hatte den Backofen heitzen gelernt; es gab sorgfältig Acht, daß keine Kohlen herausfielen, die das Schiff hätten in Brand stecken können, und merkte sehr genau, wenn der Ofen den gehörigen Grad von Hitze erlangt hatte, wo es denn jederzeit den Bäcker davon benachrichtigte, der sich ganz getrost auf diese Nachricht verließ und seinen Teig brachte, sobald der Affe ihn zu holen kam. Ausserdem verrichtete dieser Affe al-

le Arbeiten eines Matrosen mit der größten Geschicklichkeit und Einsicht, wand das Ankerthau auf, zog die Segel ein und band sie fest, und die Matrosen sahen ihn als Einen von ihres gleichen an. Das Schiff, auf dem er sich befand, war nach Amerika bestimmt, allein das arme Thier kam nicht bis dahin; es verlor sein Leben auf der Reise, indem es ein Opfer der Brutalität des Obersteuermanns wurde, der es ungerechter Weise sehr mißhandelte. Die Grausamkeiten, die man gegen dasselbe verübte, ertrug es mit der größten Geduld; mit flehender Mine hielt es die Hände zusammen, um die Streiche, die man ihm ertheilte, zu hemmen. Allein von diesem Augenblicke an weigerte es sich auch standhaft, Speise zu sich zu nehmen, starb den fünften Tag darauf vor Hunger und Betrübniß, und wurde von jedermann wie ein Mensch bedauert.

87. Ein Orangutang kleidet sich an, und schläft in Betten, wie ein Mensch.

Der D. Tyson, der vor ungefähr hundert Jahren eine sehr genaue Beschreibung eines jungen Orangutang geliefert hat, der sich

damals in London befand, versichert, daß er bei manchen seiner Handlungen einen sehr hohen Grad von Scharfsicht bewiesen hat. „Er war das artigste und liebenswürdigste Geschöpf, sagt er, das man sich nur denken kann. Diejenigen, die er am Bord des Schiffes kannte, umarmte er mit der größten Zärtlichkeit, und ob sich schon, wie man mir erzählt hat, andre Arten von Affen am Bord befanden, so wollte er doch nichts mit ihnen zu thun haben, und suchte allemal, als ob sie gar nicht mit ihm verwandt wären, ihrer Gesellschaft auszuweichen." Er trug manchmal Kleider und gewöhnte sich endlich ganz an dieselben; einen Theil derselbe zog er ohne jemandes Beistand an, und die übrigen brachte er in den Händen zu irgend jemand von der Gesellschaft, damit er ihm beistehen möchte. Er legte sich ins Bette, mit dem Kopfe auf ein Kopfkissen, und deckte sich mit einer Decke zu, damit er warm läge, gerade so wie es der Mensch macht.

88. Der Orangutang in der Wildniß.

Ihre Beleidiger werfen sie mit Steinen, und als man, nach Wurmbs Erzählung (s. dessen Denkwürdigkeiten aus Ostindien),

auf der Insel Borneo einen Orangutang fangen wollte, brach derselbe starke Zacken von den Bäumen ab, und schlug damit so wüthend um sich herum, daß man seiner durchaus nicht lebendig habhaft werden konnte. Bosman erzählt, daß mehrere von diesen Affen einstmals hinter dem englischen Fort zu Wimba auf der Küste von Guinea über zwei Sklaven der Compagnie herfielen, sie überwältigten und ihnen mit Stöcken die Augen ausstechen wollten, als zu ihrem Glücke noch eine Partie Neger dazu kam und sie befreite. Nach Pennant sollen sie manchmal auch Negerinnen stehlen und sie in die Wälder führen. Ein Orangutang entführte einstens einen Negerknaben, der ungefähr ein Jahr lang bei ihnen lebte. Als er wieder zurück kam, erzählte er, daß viele so groß und noch stärker als ein Mann wären, und daß keiner versucht hätte, ihm jemals etwas zu Leide zu thun. Die Jungen sollen sich an den Bauch der Mutter hängen, und sie mit ihren Händen fest umklammern. Wird daher das Weibchen gefangen, so lassen sich auch allemal die Jungen mit fangen.

89. Schlaukopf Kees, ein Bären-Pavian.

Die Bären-Paviane findet man vorzüglich auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, wo sie auf den Bergen heerdenweise bei einander leben. Sie sind ungefähr fünf Fuß hoch, und können troz alles Widerstandes den stärksten Mann mit sich fortschleppen. Wenn sie aufgebracht sind, fassen sie ihren Feind bei den Ohren und beißen ihm manchmal eines davon so glatt weg, als wenn es mit dem Rasirmesser weggeschnitten wäre.

Man fängt sie zuweilen mit Hunden; allein man muß eine ziemliche Anzahl bei sich haben, wenn man darin glücklich seyn will. Ein oder zwei Hunde können selten einen Pavian fangen; denn kann dieser, der erstaunlich gewandt und schnell ist, einen Hund bei den Hinterbeinen erhaschen, so dreht er ihn so lange herum, bis er ganz schwindelnd ist. Auch beißt er mit seinen großen Zähnen gar fürchterlich und vertheidigt sich mit denselben äußerst hartnäckig.

Ihre Gesichtszüge haben etwas Aehnliches mit denen von einem Hunde, sind aber ausserordentlich häßlich. Ihre Farbe ist schwärzlich,

und ihr Haar so lang, daß sie dadurch viel Aehnliches mit einem jungen Bären erhalten.

Dieß scheint die nämliche Art von Affen zu seyn, wovon Levaillant Einen auf seiner Reise durch Südafrika bei sich führte, und dem er den Namen Kees gegeben hatte. Er war ihm von sehr großem Nutzen; denn er war ein besserer Wächter, als irgend einer von seinen Hunden, und warnte ihn öfters vor der Annäherung der Raubthiere, wenn jene noch nichts davon zu ahnden schienen. Ich machte ihn, sagt Levaillant in seiner Reise, (von J. R. Forster 1. Thl.) zu meinem Kredenzmeister: wenn wir Früchte oder Wurzeln fanden, die meine Hottentotten nicht kannten, so rührten wir sie nie an, bis Kees sie gekostet hatte; warf er sie weg, so schlossen wir, daß sie unangenehm schmeckten oder schädlich wären und ließen sie unberührt. Der Affe besitzt die besondre Eigenschaft, die ihn von den übrigen Thieren unterscheidet und dem Menschen näher bringt: er ist von Natur eben so genäschig als neugierig; ohne Noth und ohne Appetit kostet er alles, was ihm in den Weg kommt oder was man ihm giebt. Kees aber hatte eine noch schätzbarere Eigenschaft: er war mein bester Wächter, denn bei Tag

und bei Nacht sprang er bei dem geringsten Anschein von Gefahr augenblicklich auf. Durch sein Geschrei und durch seine Zeichen von Furcht erriethen wir immer, daß ein Feind nahe wäre, ohne daß selbst die Hunde etwas davon merkten. Diese verließen sich zuletzt auch so auf ihn, daß sie ganz ruhig schliefen. Ich nahm Kees oft mit mir auf die Jagd, und so bald er merkte, daß ich dahin gehen wollte, war er voller Freude. Unter Weges kletterte er dann gern auf die Bäume, um Gummi zu suchen, das er sehr liebte. Zuweilen entdeckte er mir auch Honig im innersten Winkel eines Felsens oder in hohlen Bäumen. Fand er aber weder Gummi noch Honig und hatte er durch das Herumlaufen starken Appetit bekommen, so hatte ich allemahl einen sehr komischen Auftritt. Er suchte sich dann Wurzeln und aß sie mit großem Vergnügen, besonders eine gewisse Art, die auch ich, aber zu seinem Schaden, wohlschmeckend und sehr erfrischend fand und die ich daher durchaus mit ihm theilen wollte. Allein Kees war listig. Sobald er eine solche Wurzel fand und ich ihm nicht nahe genug war, um mir meinen Theil davon nehmen zu können, so fraß er sie in der größten Eile auf und sah mich dabei mit un=

verwandten Augen an. Er maß ordentlich den Weg ab, den ich bis zu ihm hatte, und ich kam alsdann sicher zu spät. Wenn er sich aber zuweilen in seiner Rechnung irrte, und ich eher bei ihm war, als er erwartet hatte, so suchte er die Wurzel geschwind zu verbergen; allein dann nöthigte ich ihn durch eine tüchtige Ohrfeige, mir meinen Theil herauszugeben. Uebrigens warf er deswegen keinen Groll auf mich, und wir waren wieder gute Freunde wie vorher.

Um diese Wurzel auszureissen, benahm er sich auf eine sehr sinnreiche Art, die mir viel Vergnügen machte. Er faßte das Kraut zwischen die Zähne, stemmte sich auf die Vorderfüße und zog den Kopf zurück, wodurch denn die Wurzel gewöhnlich nachgab. Gelang dies Mittel nicht, wobei er alle seine Kräfte anstrengte, so faßte er das Kraut wie vorher, und zwar so dicht an der Erde, als er nur konnte. Hierauf machte er mit dem Hintertheile einen Sprung über den Kopf weg, und dadurch bekam denn die Wurzel eine solche Erschütterung, daß sie jedesmahl nachgab.

Wenn K e e s unter Weges müde war, so stieg er auf einen von meinen Hunden, der

auch die Gefälligkeit hatte, ihn ganze Stundenslang zu tragen. Einer von diesen, der größer und stärker als die andern war, wußte sich diesem Frohndienste auf eine ganz vortreffliche Art zu entziehen. Sobald Kees ihm auf den Rücken sprang, blieb er stehen, und ließ die Karawane vorbei, ohne sich von der Stelle zu rühren. Kees hingegen bestand auf seinem Zwecke; allein wenn er uns beinahe aus dem Gesichte verlor, so mußte er sich doch entschließen, wieder abzusteigen, und dann liefen der Affe und der Hund aus allen Kräften, um uns wieder einzuholen. Dieser aber ließ jenen voran und gab genau auf ihn Acht, um nicht von neuem überrascht zu werden. Uebrigens hatte Kees ein gewisses Ansehen bei allen meinen Hunden, daß er vielleicht seinem vorzüglichern Instinkte zu verdanken hatte. Er konnte keine Gäste leiden: wenn er fraß und einer von den Hunden ihm dabei zu nahe kam, so gab er ihm eine Ohrfeige, die denselben sogleich entfernte.

Kees fürchtete sich, die Schlange allein ausgenommen, vor keinem Thiere so sehr, als vor seines Gleichen; vielleicht deshalb, weil er fühlte, daß er einen Theil seiner Naturfähigkeiten verloren hatte. Zuweilen hörte er andre

Affen in den Gebirgen schreien, und so erschrocken er auch war, so antwortete er doch darauf. Wenn sie aber näher kamen, und er einen davon erblickte, so ergriff er mit einem erschrecklichen Geschrei die Flucht, drängte sich uns zwischen die Beine und zitterte am ganzen Leibe. Man hatte viele Mühe, ihn zu beruhigen, und er erholte sich nur nach und nach von seinem Schrecken wieder.

Wie alle Hausthiere stahl er gern: er verstand es z. B. ganz vortrefflich, die Stricke an einem Korbe aufzuknüpfen, um Lebensmittel, besonders Milch, die er sehr gern trank, daraus hervorzuholen. Meine Leute züchtigten ihn, allein dadurch ward er nicht anders. Ich selbst peitschte ihn zuweilen; dann aber lief er weg, und kam nicht eher wieder zum Zelte, bis die Nacht einbrach. Einstmals wollte ich zu Mittage essen, und legte die Wasser-Bohnen, die ich mir gekocht hatte, auf einen Teller, als ich auf einmahl die Stimme eines Vogels hörte, den ich nicht kannte. Ich ließ das Essen stehen, griff nach der Flinte und war mit einem Sprunge zum Zelte hinaus. Nach einer Viertelstunde kam ich mit dem Vogel in der Hand zurück, fand aber zu meinem Erstaunen nicht eine einzige Bohne mehr auf dem

Teller. Kees hatte sie mir gestohlen und sich daher aus dem Staube gemacht. Sonst pflegte er sich, wenn er so etwas begangen hatte, immer um die Zeit, wenn ich Thee trank, ohne alles Geräusche einzustellen, und sich ganz unschuldig, als wenn gar nichts vorgefallen wäre, an seinen gewöhnlichen Platz zu setzen; allein diesen Abend ließ er sich gar nicht wieder sehen. Da ihn auch den folgenden Tag niemand zu Gesichte bekam, so fing ich wirklich an, unruhig zu werden, und zu besorgen, daß er auf immer verloren seyn möchte. Am dritten Tage aber sagte mir einer von meinen Leuten, der Wasser geholt hatte: Kees sey ihm in der Nähe zu Gesicht gekommen, habe sich aber, sobald er ihn bemerkt hätte, sogleich versteckt. Augenblicklich machte ich mich auf und durchstrich mit meinen Hunden die ganze Gegend. Auf einmahl hörte ich ein Geschrei, wie Kees es immer zu machen pflegte, wenn ich von der Jagd zurückkam, und ihn nicht mitgenommen hatte. Ich blickte umher und sah endlich wie er sich hinter den großen Zweigen eines Baumes zu verstecken suchte. Nun rief ich ihm freundlich zu und winkte ihm, soviel ich nur konnte, daß er herunter steigen und zu mir kommen möchte. Allein er trauete mei-

nen Freundschaftszeichen nicht, und ich mußte selbst auf den Baum klettern, um ihn zu holen. Er floh nicht, und wir gingen zusammen nach meinem Lager zurück. Hier erwartete er nun sein Schicksal, allein ich that ihm nichts, weil es nichts geholfen hätte.

Wenn ich von der Sonnenhitze verbrannt, von den Arbeiten des Tages ermüdet, im Munde und Halse trocken, mit Staub und Schweiß bedeckt, keuchend in schattenlosen Gegenden niedersinken wollte, und mich nur nach dem schmutzigsten Pfützwasser sehnte, aber nach langen vergeblichen Suchen in dem ausgetrockneten Boden alle Hoffnung verlor, in diesen mißlichen Augenblicken wich mein treuer Kees keinen Schritt von mir. Wir entfernten uns zuweilen von unserm Wagen, und dann führte ihn sein sicherer Instinkt zu einer Pflanze. Oft war der Stengel abgefallen, und daher alle sein Springen umsonst. Dann fing er an, mit seinen Pfoten in die Erde hinein zu kratzen; ich kam ihm aber, weil er doch nichts ausgerichtet hätte, mit meinem Dolche oder mit meinem Messer zu Hülfe, und wir theilten ehrlich die köstliche Frucht, die er mir entdeckt hatte.

Ein Officier hatte eines Tages die Liebe meines Affen gegen mich auf die Probe gesetzt, und sich so gestellt, als wenn er mich schlüge. Hierüber gerieth Kees in Wuth, und seit dem Augenblicke konnte er den Officier durchaus nicht leiden. So wie er ihn nur von weitem erblickte, fing er an zu schreien und machte allerlei Gebehrden, an denen man deutlich genug sah, daß er mich gern rächen wollte; er fletschte die Zähne, und wendete alle seine Kräfte an, um ihm ins Gesicht zu springen: allein dies war nicht möglich, weil man ihn an eine Kette gelegt hatte. Vergebens hatte der Beleidiger einigemahl versucht, seinen Zorn durch Leckerbissen zu besänftigen; Kees blieb lange Zeit unversöhnlich.

Wenn in meinem Lager aus Naschhaftigkeit oder Gefräßigkeit gesündigt worden war, so wurde die Schuld immer zuerst auf Kees geschoben und nur selten war die Anklage ohne Grund. Einstens wurden mir beständig die Eier gestohlen, die mir eine Henne legte; ich wollte mich nun überzeugen, ob ich mich auch bei dieser Gelegenheit an ihn zu halten hätte. Daher stellte ich mich eines Morgens auf die Lauer, um zu warten, bis die Henne durch ihr Gackern verkündige, daß sie gelegt habe.

Kees saß gerade auf meinem Wagen; kaum aber hörte er das erste Gackern der Henne, so sprang er augenblicklich herunter, um nach dem Eie hinzulaufen. Als er mich sah, stand er auf einmahl still, und affektirte eine ganz sorglose Stellung, wiegte sich einige Zeit auf den Hinterbeinen hin und her und blinzte dabei sehr einfältig mit den Augen, kurz, er wandte alle seine List an, um mich von der Spur abzubringen und über das, was er vor hatte, zu täuschen. Sein heuchlerisches Manövre bestärkte mich nur noch mehr in meinem Argwohne; bald aber erhielt ich eine völlige Ueberzeugung davon. Um ihn nun auch meinerseits zu betrügen, verstellte ich mich, und kehrte dem Gesträuche, wo die Henne gackerte, den Rücken zu, und nun sprang er auf einmahl schnell dahin. Ich lief ihm nach, und kam gerade dazu, als er das Ei zerbrochen hatte und verschluckte. Ich prügelte den Spitzbuben gleich auf der Stelle für seine That ab, allein meine derbe Züchtigung hinderte ihn nicht, bald wieder frisch gelegte Eier zu stehlen.

Der Affe ist wirklich ein Thier, das sich gar nicht an Zucht gewöhnt. Er besitzt freilich einen so ausgezeichnet vollkommnen Instinkt, daß er sehr wichtige Dienste leisten kann, und

der meinige hatte das bei mehr als einer Gelegenheit wirklich gethan. Allein, wenn er auch erfindrisch ist, und nützliche Dienste leistet, so hat er doch dabei nur immer sich und nicht seinen Herrn vor Augen. Gewiß ist kein Thier auf der Erde so geschickt und vielleicht auch nicht so listig, als er; allein wenn er irgend etwas thun soll, so findet man ihn linkisch, dumm und ungeschickt. Nur durch öfteres Fasten und viele Schläge bringt man es dahin, ihn zu gewissen Künsten abzurichten; hingegen ist es ganz unmöglich, ihm mehrere Naturfehler abzugewöhnen. Er ist geil, gefräßig, diebisch, rachsüchtig und jähzornig, und ein Lügner, sagen die Wilden, ist er nur darum nicht, weil er nicht reden will.

Da ich überzeugt war, daß ich dem meinigen nie seine Naturfehler abgewöhnen, und daß ich, wenn ich anders ihn nicht jeden Morgen an die Kette legte, nie ein Ei bekommen würde; so suchte ich meinen Zweck durch List zu erreichen: ich richtete einen von meinen Hunden ab, daß, sobald die Henne gackerte, er nach dem Neste hinlief und mir ihr Ei unzerbrochen brachte. In einigen Tagen war der Hund dazu abgerichtet; allein Kees lief, sobald er das Gackern hörte, mit ihm zugleich zur Hen-

ne. Nun kam es darauf an, wer von beiden das Ei bekommen würde. Oft brachte der Hund es nicht, ob er gleich der Stärkere war. Trug er den Sieg davon, so kam er freudig auf mich zugelaufen und legte das Ei in meine Hände. Kees folgte ihm indessen nach, und hörte nicht eher zu brummen und ihn mit Grimassen zu bedrohen auf, als bis ich das Ei hingenommen hatte, gleichsam als tröstete er sich über den Verlust seiner Beute damit, daß sie nur sein Gegner nicht erhielt. Hatte Kees das Ei erhascht, so suchte er auf irgend einen Baum zu springen, verzehrte es da und warf die Schaale auf seinen Nebenbuhler herab, als wenn er ihn necken wollte. Der Letztre kam nun ganz beschämt zurück, woraus ich sein trauriges Abentheuer errathen konnte.

Wenn noch alles schlief, so war Kees schon munter und weckte zur gehöriger Zeit die Hunde auf, die genau an seine Stimme gewöhnt waren und ihm überhaupt, auf den Augenwink, oder auf die geringste Bewegung mit dem Kopfe, ohne Weigerung folgten, und eiligst denjenigen Platz um das Zelt und den Wagen einnahmen, den er ihnen anwies.

90. Ein Affe verrichtet Bedientendienste.

Acosta sah zu Carthagena in des Gouverneurs Hause einen Affen, der viele Geschäfte eines Bedienten verrichtete. Man schickte ihn z. B. in einen Laden nach Wein, gab ihm in die eine Hand die Flasche, in die andre aber das Geld. In dem Weinladen konnte man das Letztre nicht eher von ihm bekommen, als bis seine Flasche gefüllt war. Wenn die Jungen auf der Straße mit Steinen nach ihm warfen, so setzte er seine Flasche nieder, warf ebenfalls mit Steinen nach ihnen, und machte sich den Weg frei; dann nahm er seine Flasche wieder in die Hand, und trug sie nach Hause. Besonders bemerkenswerth ist noch, daß, ob er schon ein großer Liebhaber vom Weine war, er diesen doch nicht eher anrührte, bis man ihm die Erlaubniß dazu gab.

91. Affen üben blutige Rache, wenn man einen aus ihrer Gesellschaft tödtet.

Tavernier erzählt, daß, als er in Ostindien in Gesellschaft des englischen Präsidenten reis'te, man rund umher eine große Menge

Affen auf den Bäumen bemerkte; der Präsident freuete sich so darüben, daß er seinem Wagen zu halten befahl, und Tavernier'n ersuchte, er möchte einen davon schießen. Allein die Bedienten, die hauptsächlich aus Eingebornen bestanden, und mit dem Character dieser Thiere bekannt waren, baten ihn, er möchte dies ja nicht thun; damit diejenigen, die mit dem Leben davon kämen, sich nicht wegen des Todes ihres Cameraden an ihnen rächten. Da der Präsident jedoch auf seinem Wunsche bestand, so schoß Tavernier und tödtete ein Weibchen, das zwischen die Zweige fiel, und ihre Jungen, die ihr am Halse hingen, auf die Erde fallen ließ. Sogleich kamen alle übrigen Affen, gegen sechszig an der Zahl, wüthend von den Bäumen herunter, und schwangen sich, so viel ihrer konnten, die Kutsche des Präsidenten hinauf, wo sie ihn sicherlich erwürgt haben würden, wenn man nicht sogleich die Blenden herabgezogen hätte, und die Anzahl der Bedienten nicht so groß gewesen wäre. Man trieb sie daher zwar zurück, aber dies war keine leichte Sache, und dessen ungeachtet liefen sie nach und verfolgten die Bedienten wenigstens drei Meilen weit von dem Orte, wo ihr Camerad erschossen worden war.

92. Affen in Peking scheinen die Farben zu unterscheiden.

Zu Peking, in China, zeigten einmahl einige Marktschreier einem Russischen Gesandten verschiedene künstlich abgerichtete Affen. Es wurde in seiner Gegenwart ein Korb mit allerhand Kleider angefüllt, ein Affe nahm sie stückweise heraus und zog sie sich auf Befehl seines Herrn an, ohne in der Wahl der ihm genannten Farben den geringsten Fehler zu begehen. Er richtete seine Gebehrden nach dem Anzuge ein und tanzte nachher mit den lustigsten Sprüngen, sowohl auf der Erde, als auf dem Seile.

93. Prügel-Kampf der großen Affen.

Tavernier erzählt, daß einige Bewohner Indiens ein sonderbares Mittel hätten, sich auf Kosten der großen Affen lustig zu machen. Diese Leute nehmen fünf bis sechs Reiskörbe und setzen sie vierzig bis fünfzig Schritte von einander, und zwar nicht weit von dem Aufenthalte der Affen in eine offene Gegend; bei jeden Korb legen sie eine Anzahl starker Prügel hin, wovon jeder ungefähr zwei Fuß lang ist;

dann ziehen sie sich nach einem versteckten Ort zurück, der nicht weit davon entfernt ist, und warten den Ausgang der Sache ab. Sobald die Affen niemand mehr bei den Körben bemerken, kommen sie sogleich in großen Schaaren von den Bäumen herab und laufen herzu: eine Zeitlang bleken sie einander mit den Zähnen an, ehe sie sich den Körben zu nähern wagen; bald gehen sie vor- bald rückwärts, und es scheint als hätten sie eben nicht viele Lust, dies Wagestück zu unternehmen. Endlich wagen die Weibchen, die mehr Herz haben als die Männchen, besonders solche, die Junge haben, die sie, wie Weiber ihre Kinder, auf den Armen tragen, sich den Körben zu nähern, und wenn sie Anstalt machen, ihre Köpfe hineinzustecken um zu fressen, so kommen auch die Männchen heran, um sie daran zu verhindern. Sogleich rückt die andre Parthei vor, von beiden Seiten beginnt der Kampf, die Fechter greifen nach den Stöcken, und es entsteht ein sehr hitziges Gefecht, das sich allemahl damit endigt, daß die schwächste Parthei in die Flucht geschlagen und mit zerschlagenen Köpfen und Gliedern in die Wälder zurückgetrieben wird. Hierauf greifen die

Sieger ungestört zu, und genießen den Lohn ihrer Tapferkeit.

94. Gordon's und Harword's merkwürdiger Orangutang.

Der Oberst Gordon bekam einen Orangutang von Herrn Harword geschenkt. Es war ein Weibchen von einen sehr sanften Character. Es ging immer aufrecht und konnte sogar sehr geschwind laufen. Wenn es auf einem Tische oder zwischen Porzelain herumging, so nahm es sich sehr in Acht, daß es nichts zerbrach. Es konnte ein so durchdringendes Geschrei machen, daß, wenn man sich in der Nähe befand, man sich die Ohren zuhalten mußte. Es sprach öfters und zwar mehrmahls hinter einander die Silben Yaa — hu aus, und setzte den Ton auf die letzte Silbe. Wenn es irgend ein Geräusch nähern hörte, fing es anfänglich auch mit zu schreien an; wenn es aber mit etwas zufrieden war, vernahm man ein sanftes Grunzen, das aus der Kehle kam. Wenn es krank war, klagte es wie ein Kind, und wünschte Hülfe zu haben. Niemals wollte es ein todtes Thier anrühren oder Fleisch essen. Wenn es trinken wollte, tauchte

es seinen Finger ins Wasser und leckte ihn ab. Wenn es auf dem Schiffe seine Nothdurft verrichtete, hielt es sich mit den Händen an ein Seil an und verrichtete sie ins Meer.

95. Der Ceylonesische Affe ist ein großer Kinderfreund.

Dieser Affe ist, nach Thunbergs Beschreibung, ungefähr so groß, wie eine kleine Katze, und hat einen sehr langen, haarigen Wickelschwanz. Man trifft diese Affen in vielen Häusern auf Ceylon an, wo sie einheimisch sind. Im zahmen Zustande gehen sie gemeiniglich aufrecht, und haben ihre Hände über einander geschlagen. Wenn sie einen Bekannten erblicken, hüpfen sie sogleich auf ihn los, schmeicheln ihm, blecken die Zähne und bezeugen ihm durch eine besondre Art von Geschrei ihre Freude. Sie haben einen sehr freundlichen und gefälligen Charakter und beissen nie, ausser wenn sie aufgebracht werden. Küßt und liebkoset jemand in ihrer Gegenwart ein Kind, so wollen sie dasselbe auch thun; schlägt man hingegen dasselbe, und sehen sie dies, so richten sie sich auf den Hinterbeinen in die Höhe, blecken mit den Zähnen, heulen auf eine fürchterliche Art, und

wenn man sie losläßt, so fallen sie über den her, der das Kind schlägt.

96. Der Schwarze Affe.

Der Schwarze Affe hält sich in Südafrika auf, und zeichnet sich besonders durch seinen Scharfsinn aus. Er ist so groß wie ein kleiner Schäferhund, hat keinen Schwanz, graues Haar und ein schwarzes Gesicht.

Im Jahre 1787 hatte der Capitain Degrandpré (s. dessen Reise nach der westlichen Küste von Afrika!) auf dem Schiffe der Graf d'Estaing, das er damals befehligte, ein Weibchen von der Art der Schwarzen Affen. Wenn es auf den Hinterbeinen stand, war es zwei Fuß und zwei Zoll hoch. Da dieses Thier beständig den Neckereien der Schiffsmannschaft ausgesetzt war, hatte es einen Grad von Bosheit angenommen, den nichts zu zügeln vermochte. Die Scharfsicht, mit der es sich gegen seine Feinde zu vertheidigen, ja zuweilen sie sogar zu bestrafen wußte, machte Hrn. Degrandpré neugierig, zu versuchen, wie weit seine Erfindungskraft reiche, wozu er folgendes Mittel wählte: da das Thier außerordentlich auf Anisbranntwein erpicht war,

so ließ er eine damit angefüllte Flasche mitten in der großen Cajüte sorgfältig mit Bindfaden und warmen Pechlappen auf eine Art auf dem Boden befestigen, daß sie unmöglich umgeworfen werden konnte; hierauf versteckte er sich in seine Schlafkammer, wo er hinter einem Vorhange alles genau beobachten konnte. Anfänglich lockte den Affen die Neugierde, nachher aber der Geruch der Bouteille herbei. Er bezeugte seine Freude über den Fund, indem er allerlei Sprünge und Grimassen machte. Hierauf leckte er so viel aus der Bouteille heraus, als er mit der Zunge erreichen konnte; dann steckte er seine Finger in den engen Hals und leckte sie ab, als aber auch dies Mittel nichts mehr fruchten wollte, versuchte er, die Bouteille umzuwerfen; doch dauerte es nicht lange, so sah er die Unmöglichkeit dies zu bewirken ein, und nun verfiel das kluge Thier auf folgendes Mittel: in den Ritzen und Ecken des Zimmers suchte es allen Staub und Sand zusammen und machte davon dicht bei der Bouteille einen Haufen; sobald ihm dieser groß genug schien, nahm es etwas davon in die eine Hand, hielt die Lippen dicht an den Rand des Halses, ließ den Sand hineinfallen und trank so das herausfließende Getränk. Auf diese Art

fuhr es fort, Sand in die Bouteille zu thun und zu trinken, bis es ihm ohne Zweifel gelungen wäre, die ganze Bouteille auszutrinken, wenn dasselbe nicht mitten in seinem Geschäfte durch eine starke Berauschung unterbrochen worden wäre.

---

67. Ein Pferd hohlt Hülfe für seinen verunglückten Herrn.

Ein Freund des Professors Krüger zu Halle ritt — nach der Erzählung des letztern in seiner Experimental=Seelenlehre — zur Nachtzeit auf seinem eigenen Pferde durch einen Wald nach Hause. Er stieß sich unversehens an einen Ast, und weil er sehr schnell ritt, so stürzte er vom Pferde herab. Dieses blieb nicht nur alsobald stehen, sondern kehrte auch nach dem Orte zurück, wo sein Herr hergekommen war, und da es das Haus verschlossen fand, in welchem der unglückliche Reuter kurz vorher gewesen war, so klopfte es mit den Hinterfüßen so lange an, bis die Leute erwachten und aufmachten. Als sie nun das Pferd ohne Reuter sahen, eilten sie mit dem=

selben auf dem Wege nach dem Hause seines Herrn fort, und kamen durch seine Anweisung an den Ort, wo es denselben verloren hatte.

98. Ein gestohlnes Pferd stellt sich stätisch vor dem Hause seines rechtmäßigen Besitzers.

Einem Herrn Goring in Staines wurde ein schönes Pferd gestohlen, dem er, trotz allen Erkundigungen, nicht wieder auf die Spur kommen konnte. Als aber einige Zeit nachher ein Herr in einem Cariole durch Staines fuhr, blieb sein Pferd plötzlich vor dem Hause des Hrn. Goring stehen, und so sehr er das Thier schlug, wollte es doch nicht von der Stelle. Dieser Umstand brachte mehrere Leute zusammen, unter andern auch Herrn Goring, der gleich das Pferd für das ihm gestohlne erkannte. Der Herr sagte, von wem er es gekauft hätte. Der Verkäufer hatte es von zwei andern, und endlich kam man auf den Dieb, der festgesetzt wurde.

99. Das zählende Pferd.

Von Pferden sind Exempel bekannt, daß sie durch Abrichtung mit Hülfe des Gedächtnisses bewunderungswürdige Verrichtungen unternehmen. Herr le Gendre gedenkt eines kleinen Pferdes, das sechs Jahr alt war, und im Jahre 1732 auf dem Markte St. Germain gezeigt wurde. Unter andern Kunststücken, die von seiner Gelehrigkeit zeugten, und mit einer ausserordentlichen Vollkommenheit von ihm ins Werk gerichtet wurden, konnte es auch, durch Aufschlagen mit dem Fuße auf die Erde, die Anzahl der Augen angeben, die auf dem Kartenblatte befindlich waren, welches ein Mensch aus einem Spiel Karten ausgezogen hatte. Auch schlug es mit dem Fuße so vielmal auf die Erde, als eine Uhr Stunden wies, und drückte die Viertelstunden, wie eine Repertieruhr, durch kleine verdoppelte Stöße aus. Sein Herr sammelte verschiedene Geldstücke von verschiedenen Personen der Versammlung ein, mischte sie durcheinander, und warf sie dem Pferde in einem Schnupftuche hin; es nahm selbiges in den Mund, und brachte jedem das Stück wieder, welches er hergegeben hatte.

Es ist wohl nichts, als eine Plaisanterie, wenn Plinius erzählt:

„Die Sybariten richteten die Pferde zum Tanze ab, und zwar mit solchem Erfolge, daß endlich ihre ganze Cavallerie dergleichen Pferde hatte. Die Crotoniaten, die mit ihnen Krieg führten, ließen aber ins geheim ihre Trompeter diejenige Musik lernen, nach welcher die Pferde zu tanzen pflegten, und diese bliesen sie als die Cavallerie erschien, wodurch denn die Sybariten die Schlacht verloren, weil die Pferde, anstatt die Schwenkungen zu machen, tanzten."

100. Capdy, das anhängliche Pferd.

Der Anhänglichkeit ist das Pferd eben so empfänglich wie der Hund, und hat noch mehr Instinkt. In der berüchtigten Schlacht von Maupertuis, welche der Schwarze Fürst über König Johann gewann, wurde ein Marketender hinter den Weinbergen gefunden, getödtet, und von Poitouischen Bogenschützen geplündert. Dieser Marketender hatte ein artiges kleines braunes Pferd, Namens Capdy, als Füllen sich auferzogen; er speis'te niemals, ohne daß sein Pferd neben ihm gewe-

sen wäre, und er ihm von seinem Brod und Weine gegeben hätte; Nachts schliefen sie neben einander, und am Tage reis'ten sie zusammen.

Nicht vermögend, ohne seinen Beschützer und besten Freund zu leben, entfloh das kleine Pferd aus den Händen der Franzosen, die es gefangen genommen hatten, und lief immer querfeldein, kam ohne sich zu irren, bis an die Untiefe bei Boulogne, und schwamm über den Canal bis Dover; wo es in einem Athem bis zu der, auf sieben Meilen von dieser Stadt entlegnen Hütte seines Herrn lief, und, in der Hoffnung ihn hier zu finden, munter wieherte. Als es aber ihn gar nicht wieder erblickte, wollte der getreue Capdy kein Futter nehmen, und nach Verlauf einiger Tage starb er aus Gram.

101. Ein unbändiger Hengst bittet.

Der Herzog von Northumberland hatte einen sehr schönen Hengst, den er für vierhundert Guineen verkaufte. Aber dieser war so wild, daß der Käufer ihn bald wieder veräußerte. Das Thier kam so an mehrere Herren. Keiner mochte den Hengst behalten, und ließ

gern ein beträchtliches vom Preise nach, um ihn los zu werden, bis ihn endlich ein Bereiter für vierthalb Guineen an sich brachte. Sobald das unbändige Thier eintrat, setzte man ihm, wie der englische Kunstausdruck lautet, einen Todtenreiter auf den Rücken, und nachdem er viele vergebliche Versuche gemacht hatte, seine unbewegliche Last herab zu werfen, ließ man ihn frei in der Reitschule umherlaufen, wo er 2 Tage und 2 Nächte ohne Futter blieb. Am dritten Tag kam sein Herr mit einem Siebe Hafer, welchen das Thier aß ohne sich wild zu bezeigen. Tages darauf stellte sich der Bereiter abermals ein, und hatte zwei Reitknechte mit Knütteln bei sich, um den Hengst, falls er Mucken zeigen sollte, weidlich schlagen zu lassen. Aber sobald er mit Schlägen bedroht wurde, lief er gleich zu seinem Herrn, legte den Kopf über dessen Schulter, und leckte ihm das Gesicht. Von dem Augenblicke war er völlig zahm, und wurde der Liebling des Reithauses.

102. Vorsicht des Pferdes.

Da ich in meinen jüngern Jahren sehr oft ritt, erzählt Hr. Prof. Hennings, so habe

ich zu wiederholtenmalen bemerkt, daß, wenn ich durch sehr helles und klares Wasser ritt, und man den Grund der Tiefe erblicken konnte, das Pferd ohne Bedenken hindurchging. War aber das Wasser trübe und sumpficht, so stutzte das Pferd, und auf das Anspornen wagte zwar dasselbe mit einem Fuße die Tiefe zu probiren, auch wohl, wenn es bald festen Grund fand, den andern Fuß nachzusetzen; sobald aber bei dem zweiten Schritte sich die Tiefe merklich vergrößerte, ging es zurück. Warum geschahe dieses? — Gewiß aus keinem andern Grunde, als weil es vermuthete, es würde sich die Tiefe vermehren, und ihm gefährlich werden. Handelte das Pferd also nicht nach Voraussetzungen? Daß die Pferde auf elastischem Torf- und Wiesengrunde sehr vorsichtig und flach auftreten, und erst mit dem Fuße prüfen, ob bei dem Auftreten Gefahr sey, ist allen, die in solchen Gegenden zu Pferde gereiset sind, sehr wahl bekannt. Auch sagt Pantoppidan *) wenn er von den Nordischen

*) In dem Versuche einer natürlichen Historie von Norwegen, aus dem Dänischen übersetzt von Johann Adolph Scheiben. Kopenhagen, 1754. Thl. 2.

Pferden redet, daß sie die steilen Felsentreppen oder Wege hinauf oder heruntersteigen, und mit einem Fuße recht wohl vorzufühlen wissen, ob auch die Steine fest liegen. Wollte ihnen der Reiter nicht dabey den Willen lassen, so wäre der beste und künstlichste Reiter in Lebensgefahr.

Ueberhaupt sind alle wilde Pferde vorsichtig, und aus Liebe zur Freiheit argwöhnisch. Nie heben sie ihren Kopf ganz in die Höhe, sondern sehen immer behutsam von der Seite. Eben dadurch sind sie im Stande, stärkern Feinden zu widerstehen.

Aus vielen in St. Petersburg bei Thierkämpfen angestellten Versuchen weiß man, daß gegen ein wildes Pferd zwei hungrige Wölfe nichts vermögen. Es vertheidigt sich mit dem Munde und mit den Füßen. Wenn man es gar mit Gewalt niederreißt und scharf beschlägt, so erlegt es die listigsten Wölfe in kurzem; da doch ein Bär, der ohne Beschwerde jeden Ochsen oder ein Pferd im Raube davon führt, wenn man zwei Wölfe auf ihn läßt, bald erliegt.

---

103. Ein Esel stirbt vor Schrecken.

Innere Eindrücke, die plötzlich und unerwartet kommen, bringen die thierische Maschine in Stocken. Heftige Affekten rauben dem Menschen den Verstand und das Leben, und nicht wenige Menschen sind durch eine unerwartete freudige oder traurige Nachricht getödtet worden. Die Thiere sind hierin den Menschen ähnlich; etwas Unvermuthetes setzt sie in Erstaunen, und da der Kreislauf des Blutes dadurch anfänglich beschleunigt, hierauf aber plötzlich gehemmt wird, so stürzt das Thier todt zu Boden.

Höst erzählt in seiner Beschreibung von Fez und Marocco, daß er in Meknes gesehen habe, wie man einen lebendigen Esel den Löwen zur Speise vorwarf. Sobald der Esel in die Höhle kam und die Löwen erblickte, fiel er augenblicklich todt zur Erde. Einer von den Löwen packte ihn sogleich an und saugte sein Blut aus, allein das Leben war schon gänzlich verschwunden, er rührte kein Glied mehr.

104. Der Esel im Concert.

Ein musikliebender Esel aus Chartres pflegte aus dem Hintergrunde des Dorfs zum

Schloß Ouarville zu laufen, um den Ton der Instrumente zu hören. Die Gutsbesitzerinn hatte eine reizende Stimme; und sobald sie ihre Töne in die Concerte der Flöten und Violinen mischte, ermangelte der Esel niemals, sich in der Nähe des Orts, wo die Musiker spielten, an ein Fenster zu stellen. Da spitz't er seine langen Ohren, und horchte sehr aufmerksam auf Gluck's oder Piccini's Sonaten.

Als man einst ein Stück spielte, das ihm ohne Zweifel besser als die übrigen gefiel, verließ der graue Musikliebhaber plötzlich seinen gewohnten Posten, ging ohne Umstände in den Concertsaal, und fing, um es auf seine Art vollstimmig zu machen, aus Leibeskräften an zu yahen.

(Fränk. Merk. v. J. 1769.)

105. Eine Eselinn versteckt das Werkzeug, womit sie gezüchtigt wird.

Eine alte Milchfrau zu St. Maur in Frankreich hatte eine Eselinn, auf der sie jeden Tag Milch zu Markte führte. Allein trotz der vielen Dienste, die ihr die Eselinn leistete, behandelte sie dieselbe sehr hart. Sie überhäufte sie mit Schlägen, und wenn sie nicht ge-

schwind ging, nahm sie einen derben, mit Knoten versehenen Stock, und schlug sie öfters ganz blutig. Diese harte und ungerechte Behandlung brachte das Thier auf, und es rächte sich auf folgende Art an der alten Frau: es nahm sehr sorgfältig den Zeitpunkt wahr, wo die Alte nicht zu Hause war, sprang schnell auf den Dornenstock los, nahm ihn weg, und verbarg ihn unter einen Misthaufen. Oft trug es denselben auf hundert Schritte von seinem Stalle weg, und legte ihn mitten auf die Heerstraße, damit ihn die Alte nicht wieder finden sollte.

106. Esel-Ueberlegung.

a) „Von Salanche an — so erzählte ein Engländer in seiner Reisebeschreibung über die Gletscher Savoyens — waren uns die Wagen unnütz; wir schickten sie also nach Genf zurück, und accordirten mit einem Mauleseltreiber. Nach Vollendung dieses waldigten Weges mußten wir über sehr unebene Berge hinweg, wo keine Spur von gebahnter Straße war, und die Maulesel waren hier unsre einzigen Wegweiser, auf die wir uns auch wirklich weit si-

cherer, als auf unser eignes Gutdünken verlassen konnten.

„Es ist wirklich ein Vergnügen, die Vorsicht zu bemerken, mit welcher diese Thiere über die gefährlichen Klippen hingehen. Zuweilen stecken sie ihren Hals über den Rand des steilen Abhanges hinüber, und untersuchen mit der sorgsamsten Umherschauung alle zum Hinunterkommen nur mögliche Mittel, und man kann allemal sicher darauf rechnen, daß das von ihnen gewählte, alles genau erwogen, das beste ist. Da ich nun dieses bei mehrern Gelegenheiten immer so gefunden hatte, so legte ich endlich meinem Maulesel die Zügel auf den Hals und ließ ihn ganz seinen eignen Weg gehen. Dies Verfahren empfehle ich deshalb auch allen meinen Freunden, die sich bei ähnlichen Reisen der Maulesel bedienen."

b) Bei diesen Erfahrungen, die man täglich über Esel-Ueberlegungen hier machen kann, wird die uralte Erzählung von dem Maulesel des Thales sehr glaubhaft. Dieser Lastträger hatte bemerkt, daß sein Packen — er trug Salz — leichter zu werden pflegte, wenn er sich eine Weile in den Bach niedergelegt hatte, durch welchen ihn der Weg führte; denn das Salz, welches er trug schmolz. Als ihn Tha-

les nachher Wolle tragen ließ, bemerkte er bald, daß die Last, nachdem er sich wiederum ins Wasser gelegt hatte, vielmehr schwerer ward, und so trug er von nun an seine Bürde geduldig, wie alle seine faulen Brüder. — Vielleicht spielte man durch diese Erzählung nur auf die schlechten Patrioten Griechenlands an, die — wie noch in unsern Tagen — jede Staatslast von sich abwälzen wollen.

---

107. Eine Ziege jagt einem Löwen Furcht ein.

Wie Brue, ehemaliger Generaldirektor, erzählt, hat sogar eine Ziege einen Löwen besiegt. Er hatte nämlich einen vierjährigen, großen zahmen Löwen bei sich, als man eine Heerde Ziegen brachte, die eben gekauft worden war. Der Anblick dieses fürchterlichen Thieres setzte die Ziegen in ein solches Schrecken, daß alle, eine Einzige ausgenommen, davon liefen. Diese blieb stehen, sah den Löwen stier an, und stampfte auf eine drohende Art mit dem Fuße auf die Erde. Dann trat sie drei Schritte zurück, kehrte aber sogleich wieder um, und

stieß dem Löwen so stark mit ihren Hörnern an die Stirn, daß er vom Stoße betäubt ward. Die Ziege wiederholte den Stoß, bevor der Löwe sich besinnen konnte, und dieser gerieth in eine solche Furcht, daß er sich hinter seinen Herrn verbarg.

108. Ein Ziegenbock tödtet einen Luchs.

Pantoppidan versichert, daß ein Luchs von einem eigesperrten Zigenbocke übel bezahlt worden sey. Denn als dieser die unterirdische Arbeit des Luchses bemerkte, paßte er es sowohl ab, daß, als der Luchs mit dem Kopfe zum Vorschein kam, er ihn, ehe der Rumpf nachfolgen konnte, mit seinem Horne so gewaltig stieß, daß dieser sonst gewaltige Feind in seinem selbst gemachten Grabe getödtet wurde.

---

109. Das vertrauliche und freundschaftliche Schwein.

Obgleich dieses Thier, das wilde wie das zahme, gegen seine Jungen sehr zärtlich ist, so hat es sich doch, nach allgemeinen Erfahrungen,

im Umgang mit Menschen nie liebenswürdig zu machen gewußt. Und doch liegen in folgender Erzählung manche Bewegungsgründe, auch an diesen Thieren etwas Liebenswürdiges zu finden. Ueberhaupt ist es nichts so außerordentlich Seltenes, daß man selbst wilde Schweine zur Vertraulichkeit und Geselligkeit mit Menschen gewöhnen kann, und Herr von Dießkau erzählt (in dem Naturforscher) von einem wilden Schweine, welches er so zahm gemacht hatte, daß es mit ihm, da es schon bald drei Jahre alt war, die Treppe hinauf in die Stube ging, sich an ihn, wie ein schmeichelnder Hund, in die Höhe lehnte, und kleine Stücke von Brod und Zucker aus seinen Lippen, auch zum Zeichen seiner Zuthätigkeit ihm die Hand in den Rüssel nahm. Eben dieser Thierfreund bekam auch einmahl einen Frischling, oder ein junges wildes Schwein. Dieses gewöhnte sich bei zunehmendem Alter dergestalt an ein gewisses Frauenzimmer, daß es beständig, wenn sie saß, entweder unter ihr, oder auf ihrem Rocke lag, und sie, wo sie hinging, immer begleitete. Wenn sie des Abends zu Bette ging, legte es sich vor dasselbe hin, und blieb daselbst liegen, bis es ihm zu kalt wurde. Die Zuneigung dieses Thiers zu gedachten Frauen-

zimmer war so groß, daß es sogar anfing, dasselbe zu vertheidigen; denn da die Magd dieses Frauenzimmer einmahl auskleiden wollte, kam das junge Schwein mit Grunzen und vorwärts gekehrten Borsten unter dem Stuhle hervor, und auf die Magd losgefahren, so daß sie, wenn es Kraft genug gehabt hätte, über den Haufen hätte fallen müssen; und da sie ihm die Hand hinhielt, biß das kleine Thier so stark hinein, daß sie sie zurückziehen mußte. Dieses Frauenzimmer war übrigens die einzige Person, welche das Schweinchen, ob es gleich von derselben nicht gefüttert wurde, in Affektion nahm. Sonst konnte es Niemand, selbst diejenigen, die ihm gewöhnlich zu fressen gaben, leiden, wie es sich denn auch insonderheit um eines Fuchses willen, den man auch zahm machen wollte, zu Tode geärgert hat.

110. Gelehrigkeit des Schweins.

Da Ludwig der eilfte zu Plessis-les-Tours krank lag, gab es kein Mittel mehr, das man nicht hervorgesucht hätte, um die schwarzen Ideen, die Tag und Nacht ihn beherrschten, zu zerstreuen. Bald ließ man junge Schäferinnen mit Bauern nach der Schal-

mei unter den Fenstern seines Schlosses tanzen; bald strengten Gaukler, Bereuter und Seilschwänker ihre Kräfte an ihre belustigenden Künste, um den finstern Despoten auf dem Todtenbette aufzuheitern.

Alle diese Versuche waren fruchtlos; eine einzige Erfindung vergnügte den sterbenden König, bis zur Ankunft des heiligen Eremiten, Franz von Paul, den er aus Kalabrien hatte holen lassen, und von welchem er Heilung und Leben forderte. Ein erfindsamer Kopf fiel damahls auf das Projekt, Ferkel nach den Tönen des Dudelsacks zum Tanzen und Springen abzurichten; er bekleidete diese Thiere vom Fuß bis zur Scheitel, daß sie einher gingen in schön galonnirten Leibröcken, mit einem Hute in Hosen, mit Degen, rothwürflichten Schärpen, und schönen Manschetten.

Sie waren zu allen möglichen Bewegungen sehr gut abgerichtet, sprangen und setzten über nach dem Commando; tanzen allerlei lustige Tänze; und machten ihre Complimente. Das einzige, was ihnen Mühe kostete, war der aufrechte Gang; so wie sie auf zwei Pfoten sich aufgerichtet hatten, fielen sie geschwind unter Grunzen wieder nieder; in Compagnie ging es dann, hon, hon, hon, aber auf ei-

ne so komische Art, daß der König, seines ihn verzehrenden Uebels ungeachtet, sich des Lachens nicht enthalten konnte.

Diese sonderbaren Akteure folgten dem Direkteur der Truppe überall hin; sie machten ihm Liebkosungen, und gehorchten ihm aufs pünktlichste. Was bei einem Schweine ein Wunder ist, versichert St. Gelais, daß diese gewöhnt waren, wenig und zu bestimmten Stunden zu fressen, damit sie nicht zu fett werden möchten, und desto artiger vor dem Fürsten tanzen könnten.

Ein Organist, dem die sonderbaren Töne, das Betragen und die Ballets dieser Tänzer aufgefallen waren, fiel seiner Seits darauf, Orgelpfeifen gießen zu lassen, welche ihre Stimmen in allen Tönen genau angaben; dann componirte er Gesänge, welche die Touren und das Grunzen der Tanz-Schweine so naiv ausdrückten, daß der entzückte Ludwig ihm, wie dem Balletmeister, einen starken Gnadensold gab. (Gesch. Ludw. d. XI.)

Hier konnten Schweine tanzen lernen; aber in Lodon hat man ein gelehrtes Schwein gesehen, das Lesen konnte. Man zeigte es, sagt Sara Trimmer, auf einem Saale, wo sehr viele Menschen sich versammelten, seine

Kunststücke zu sehen. Zwei Alphabete großer Buchstaben auf Karten waren auf den Boden gelegt. Einer aus der Gesellschaft wurde gebeten, das Wort, welches das Schwein zusammenlesen sollte, zu sagen; der Herr wiederholte es dem Thiere, welches augenblicklich die dazu nöthigen Buchstaben mit den Zähnen aufhob, und sie ordnete, bis das Wort heraus war.

Dann fragte man das Schwein, welche Zeit es sey, und ein anderer aus der Gesellschaft zeigte ihm eine Uhr vor; aufmerksam betrachtete es sie, und nahm dann die Zeichen, welche Stunde und Minute andeuteten. So abgerichtete Schweine hatte man auch auf der Messe von St. Germain, und auf dem Amphitheater Astley zu Paris gesehen.

---

111. Der treue Peter.

Peter, eine große, in ihrer Art vorzüglich schöne Katze, ward in dem Hause eines meiner Bekannten erzogen und von dessen ältestem Söhnchen mit vorzüglicher Sorgfalt gepflegt. Dankbar schloß sich das gute Geschöpf mit

täglich zunehmender Anhänglichkeit an seinen kleinen Wohlthäter an. Als beständiger Gespiele desselben, ließ Peter sich willig auf einen kleinen Wagen packen, stundenlang mit sich herumkutschiren, ohne einen Versuch zur Flucht zu machen, und immer ertrug er mit exemplarischer Geduld die selbst bei gutartigen Kindern, selten fehlenden Mißhandlungen, ohne von seinen natürlichen Waffen zur Widersetzlichkeit Gebrauch zu machen.

Nur um seine eigentliche Bestimmung zu erfüllen, trennte er sich, bei zunehmendem Alter, täglich auf einige Zeit von dem Kleinen, doch ohne ihn je zu vergessen. Denn, kaum hatte er eine Maus gefangen, so brachte er sie lebendig getragen und schmiegte sich schmeichelnd an seinen Freund an. Machte dieser Miene, ihm den Fang wegzunehmen und so das Spiel anfangen zu wollen, so kam ihm jener schon zuvor, ließ das Mäuschen laufen und erwartete, ob der Kleine es zu fangen vermöchte. Blitzschnell eilte Peter hinzu, wenn dies nicht der Fall war, that was jener nicht konnte, legte das aufs neue erwischte Thierchen wieder zu den Füssen desselben nieder, und so ward der Spaß auf längere oder kürzere Zeit fortgesetzt, je nachdem es dem Kinde behagte.

Beide Gespielen verlebten etliche Jahre, im ununterbrochensten Einverständniß, bis es endlich, unglücklicher Weise, auf immer zerrissen ward.

Noch war die wohlthätige Impfung der Schutzblattern damals nicht erfunden, oder doch in Deutschland nicht bekannt und daher kam es, daß die braven Aeltern des kleinen J— — keine Vorkehrungsmittel gegen die natürlichen angewendet hatten. Er ward von diesen befallen. Aber auch da wich der treue Peter nicht eher von dem Bette seines Verpflegers, bis stündlich zunehmende Gefahr der Krankheit es zur Pflicht machte, beide, durch Einsperren des erstern, zu trennen. Das Kind — starb. — Wahrscheinlich von ungefähr ward Peter am folgenden Tage aus seiner Gefangenschaft befreiet und augenblicklich eilte er dem Zimmer zu, wo er seinen Liebling zu finden hoffte. In dieser freudigen Erwartung getäuscht, lief er unruhig und laut klagend im ganzen Hause umher, bis er an die Thür der Kammer kam, wo die Leiche stand. Hier blieb er still und traurig liegen, bis man ihn aufs neue einsperrte.

Kaum war das Kind begraben und Peter in Freiheit, so verschwand er, kam erst nach 14 Tagen, abgezehrt, in die ihm bekannte Wohnstube, nahm aber keine Nahrung an, sondern entflohe, jämmerlich schreiend, aufs neue. Endlich vom nagendsten Hunger gequält, kehrte er täglich zur Mittagsstunde zurück, entfernte sich aber jedesmahl gleich nach dem Fressen wieder. Niemand wußte seinen Aufenthalt, bis er neben der Ruhestätte des Knaben, auf der Mauer des Begräbnißplatzes, in einem sich bereiteten Lager gefunden wurde.

So unvergeßlich war dem dankbaren Thier sein kleiner Wohlthäter und Freund, daß es, bis die Aeltern des Verstorbenen nach 5 Jahren ihren Wohnort veränderten, ausser im härtesten Winter, nie anderswo ruhete, als auf dem nämlichen Ort, in der Nähe des Grabes. —

Die Aeltern des Knaben erzählten mir dieses, in seiner Art vielleicht beispiellose, Ereigniß. Bei den wehmüthigen Erinnerungen an ihren verlornen Liebling, war ihr nasses Auge unverwandt auf den treuen Peter geheftet, welcher auf dem Schoße der guten Mutter ruhte. Von sämmtlichen Gliedern der Familie

liebevoll gepflegt, genießt er — er hat schon sein dreizehntes Lebensjahr vollendet — ein glückliches Greisenalter. Er läßt sich noch immer, ohne Murren, zum Spielwerk der jüngern Kinder brauchen; doch ohne sich mit ähnlicher Zärtlichkeit an eines oder das andere zu ketten.

A. d. W—l.

112. Eine Katze schließt mit einem Hühnchen Freundschaft.

Auf einem Rittergute, nicht weit von Leipzig, hatte man eine Katze, die sich eines jungen Hühnchens mit besondrer Zärtlichkeit annahm — vielleicht um die Stelle eines verlorner Jungen zu ersetzen. — Sie begleitete dasselbe fast überall auf den Hof, hielt die übrigen Thiere von demselben entfernt, und schützte es. Am bewunderungswerthesten ist, daß diese Zärtlichkeit nicht abnahm, da das Huhn schon erwachsen war. Wenn die Hühner gelockt wurden, um ihr Futter zu empfangen, stellte sich auch die Katze ein, und jagte alles Hühnervieh so lange zurück, bis sich

der Liebling erst völlig gesättigt hatte. Dann wurde auch den übrigen erlaubt zu fressen.

113. Zärtliche Freundschaft einer Katze.

Herr von Massy zu Orleans in Frankreich machte den Versuch, verschiedene Vögel zu zähmen, um zu sehen, ob sie sich fortpflanzen würden. Er hatte ein Paar Amseln, ein Männchen und ein Weibchen, aufgezogen und ließ sie im Hofe frei herumfliegen; dies war auch der Fall mit ein Paar rothen Rebhühnern. In demselben Hofe befanden sich auch einige Turteltauben und ein Haase, der völlig zahm war. Anfangs hielt man den Haasen in seinem Käfige, wo er beständig diese Vögel vor Augen hatte, in der Folge aber wurde er so dreist, daß er in allen Zimmern herumlief, es mochten Leute darin seyn oder nicht, und sich oft unter dem Heerde schlafen legte. Das Auffallendste, zugleich aber auch Lustigste war, daß eine große schwarze Katze gleichsam den Hofmeister über alle diese Thiere machte, unter denen es auch noch zwei Sperlinge gab. Traf es sich zufälliger Weise, daß ein Hund in den Hof kam, so fiel die Katze sogleich auf das grimmigste über ihn her, und wenn

sich fremde Sperlinge zu den zahmen hinzugesellten, so wurden sie augenblicklich eine Beute dieses Aufsehers. Nie that dieser aber seinen Untergebenen etwas zu Leide, er schützte sie vielmehr gegen jede Gefahr, die ihnen drohete.

(Lichtenberg's Magaz. d. Phys. 3. B. 1. St.)

115. Kindliche Liebe und Dankbarkeit einer Katze gegen ihre Mutter.

Ein Mann zu Prenzlow in der Ukermark hatte zwei Katzen, es waren Mutter und Tochter. Die Mutter war alt, stumpf, ihres Gesichtes beraubt; daher konnte sie nicht mehr auf die Mäusejagd ausgehen. Die Tochter that dies desto fleißiger, und so oft sie eine Maus gefangen hatte, brachte sie dieselbe ihrer alten Mutter, legte sie zu deren Füßen nieder, und diese verzehrte sie dann mit vielem Appetite.

115. Ein Kater macht sich eine eingeklinkte Thür selbst auf.

Um das Jahr 1780 befand sich in dem Hause des Kaufmanns, Herrn Stollenberg zu

R..., ein Kater, dessen nächtliches Lärmen und Herumwandern im Hause man lange für Spuckerei hielt. Obgleich man hinter die wahre Ursache kam, so blieb doch immer ein großer Zweifel dabei übrig, indem man des Morgens immer, die des Abends eingeklinkte Küchenthür eröffnet fand. Indeß, Herr Stollenberg sah einst ganz von ungefähr den Kater die Treppe herabkommen, als ginge leisen Trittes ein Mensch herab. Der Kater sprang, da er die Küchenthür zugemacht fand, auf einen danebenstehenden Koffer, hing sich von da aus mit der einen Tatze an den untern Theil des Handgriffes zum Auf- und Zumachen, und schlug mit der andern ziemlich derb, und so lange auf das breite Eisen, welches bei dergleichen Klinkschlössern den Hebel macht, bis die aufgeklinkte Thür, vermöge ihrer eigenen Schwere, aufging. Jetzt war es ihm ein Leichtes, die Thür mit der Pfote weiter aufzumachen, um in der Küche ungehindert seiner Nahrung nachzugehen.

116. Eine Katze schneidet einer Maus den Rückzug ab.

Mit wachsamen Augen bemerkte eine Katze eine Maus, welche am Eingange ihres Loches in Bewegung zu seyn schien, sich aber nicht heraus wagte, weil sie ihre Feindin erblickte.

Die Katze, der die Furchtsamkeit der Maus alle Hoffnung raubte, verließ schnell ihren Posten, und legte sich auf die Erde mit einer gleichgültigen Miene, den Rücken nach dem Loche der Maus hingekehrt.

Durch diese anscheinende Ruhe getäuscht, wagte das Thierchen, herauszusteigen, und setzte sich zitternd in einiger Entfernung von der Katze. Diese blieb unbeweglich. Dadurch bekam die Maus Muth, noch ein Paar Schritte zu versuchen. Die Gleichgültigkeit der Katze dauerte fort. Nun war die Maus herzhaft genug, rasch einen kleinen Lauf zu beginnen. Augenblicklich sprang die Katze auf, aber nicht nach der Maus, sondern nach dem Loche, welches sie mit ihrer Pfote verstopfte, und durch diese List sich ihrer Beute versicherte.

117. Katze, Hund und Staar im Einverständniß.

In Berlin hatte Jemand einen Hund, eine Katze und einen Staar so gewöhnt, daß sie friedlich neben einander am offenen Fenster saßen.

„Hund und Katze (sagte der Herr zu jemand, der ihm über diese seltne Eintracht seine Verwunderung bezeigte,) wurden bald Freunde, aber mit dem Staar dauerte es länger. Die Katze war schon einmal im Begriff, ihn zu würgen; ich ertappte sie aber auf der That, und bestrafte sie nachdrücklich: seit der Zeit duldet sie ihn."

118. Zwei Katzen als wahre Freundinnen.

Zu Schmiedeberg befanden sich zwei Katzen: sie stammten aus verschiedenen Orten, und waren schon ziemlich erwachsen, als sie zusammen kamen. Es fügte sich, daß beide zu gleicher Zeit trächtig und auch an einem Tage glücklich entbunden wurden, die Eine mit Zwillingen, die Andere mit einem einzigen Kätzchen. Letzteres starb, die Mutter schlich daher traurig einige Tage umher, ihre grünen Augen starr gegen die

Erde geheftet. Endlich vereinigte sie sich mit der andern Katze. Diese erfüllte ihren Wunsch. Jene nahm Eines ihrer Zwillinge, ließ es an sich saugen, und betrachtete es als ihr verlornes Kätzchen.

119. Dankbare Freude eines Löwen.

Als Hope eines Tages bei der Herzogin von Hamilton speis'te, ging die Gesellschaft nach Tische in den Hof, um einen Löwen zu besehen, den die Herzogin hier füttern ließ. Während man sich über seine Wildheit verwunderte, und mit Stecken nach ihm schlug, damit er seine Beute fahren lassen, und zur Gesellschaft kommen möchte, meldete der Thürsteher der Herzogin, daß ein Sergeant mit einigen Rekruten vor dem Thore stehe, und um Erlaubniß bitte, den Löwen zu sehen. Man ließ sie hereinkommen, der Löwe brummte bei seiner Beute, der Sergeant ging auf den Käfig los und rief: „Nero, Nero, armer Nero! kennst du mich nicht?" Das Thier drehete augenblicklich den Kopf herum, und sahe ihn an; dann sprang es auf, verließ seine Speise, wedelte mit dem Schwanze und kam auf die

Seite des Käfigs. Der Mann berührte den Löwen mit der Hand, schlug ihn sanft, und erzählte zugleich, daß es nunmehr drei Jahre wären, daß sie einander gesehen hätten, und daß ihm auf der Ueberfahrt von Gibraltar nach England die Aufsicht über dieses Thier aufgetragen gewesen wäre. Er freute sich außerordentlich, daß das Thier sich seiner noch erinnere, und daß es so dankbar zu seyn scheine. Der Löwe verhielt sich völlig friedlich, drängte sich an den Platz hinan, wo sein Wohlthäter stand, und leckte ihm die Hand, die ihm dieser hinhielt. Der Sergeant wollte in den Behälter hineingehen, allein die Gesellschaft gab dies nicht zu, weil sie dem Löwen doch nicht ganz trauete.

(Hope in ſ. Toughts in Proſe and Verſe 1722.)

120. Der Löwe Augusts von Polen.

Unter der Regierung Königs August von Polen, befand sich im Zwinger zu Dresden ein Löwe, mit dem sein Wärter in so gutem Vernehmen stand, daß er ihm sein Futter nicht vor das Gitter zu legen, sondern ge-

rade in den Stall zu bringen pflegte. Gewöhnlich trug der Wärter eine grüne Jacke und eine geraume Zeit verstrich, während welcher der Löwe, bei jedem Besuche seines Wohlthäters, sich sehr freundlich und dankbar bezeigte.

Einst ging der Wärter zum Abendmahle, weshalb er sich schwarz gekleidet hatte. Er hatte den schwarzen Rock, mit dem er nach der Kirche gewesen war, noch an, als er dem Löwen sein Mittagsfutter brachte. Der fremde, schwarze Rock erregte des Löwen Wuth. Plötzlich sprang er auf und schlug seine Klauen in die Schultern des Wärters. Dieser redete ihm sanft zu, und die bekannte Sprache brachte auch wirklich den Löwen halb und halb zur Besinnung. Zweifel durchkreuzten seine fürchterliche Physiognomie, doch ließ er nicht los. Es entstand Lärmen. Frau und Kinder sprangen herbei und erhoben Jammertöne. Bald kamen einige Grenadiere von der Schloßwache und erboten sich, zu schießen, da kein anders Mittel in diesem kritischen Augenblicke dem Löwen beizukommen, sich zeigte. Der Wärter hingegen, der den Löwen liebte, ersuchte sie, noch zu warten, indem er hoffte, allein fertig zu werden. Wohl eine Viertelstunde lang capitulirte

er mit seinem ergrimmten Freunde, der schlechterdings nicht los ließ, die Mähne schüttelte, mit dem Schweife um sich schlug und feurige Blicke aus den rothen Augen schoß. Endlich konnte der geängstete Mann das Gewicht des aufgerichteten Löwen nicht länger ertragen, und doch war jede ernstliche Bewegung zum Losmachen mit augenblicklicher Todesgefahr verbunden. Er sagte also den Grenadieren, sie sollten schießen. Sie legten die Musqueten durch das Gitter, schossen, und tödteten auch auf der Stelle den Löwen. Aber im nämlichen Augenblicke drückte er, vielleicht nur aus Todeskrampf, die mächtigen Klauen zusammen und an seine haarichte Brust, und zerquetschte und zerbrach Rippen, Arme und Rückgrad des Wärters, so, daß diesem das Blut aus allen Oeffnungen quoll. Beide sanken todt neben einander darnieder.

121. Freundschaft eines Löwen gegen seinen Wohlthäter.

Heinrich Archer, der zur Zeit Königs Jacob I. von England lebte, und sich als Uhrmacher zu Marocco aufhielt, bekam zwei Junge Löwen geschenkt, die man nicht

lange vorher einer Löwinn am Berge Atlas weggenommen hatte. Es war ein Männchen und ein Weibchen, und bis zum Tode des Letztern blieben beide im Garten des Kaisers beisammen. Nunmehr aber nahm Archer das Männchen in sein Schlafzimmer, wo es so lange blieb, bis es so groß als ein großer Bullenbeißer war. Es war völlig zahm und unschädlich. Da Archer aber nach England zurückkehrte, gab er den Löwen einem Marseiller Kaufmann, der ihn dem Könige von Frankreich zuschickte, welcher ihn endlich dem Könige von England schenkte. Er kam daher in den Tower, und blieb daselbst sieben Jahre lang. Nach diesem Zeitraume besuchte ein gewisser Bull, der bei Archer gedient hatte, nebst einigen Freunden die in diesem Schlosse befindlichen wilden Thiere. Kaum war er hineingetreten, als ihn der Löwe sogleich erkannte, und sowohl durch seine Stimme als durch seine Bewegungen zu verstehen gab, daß er ihm näher kommen möchte. Er äusserte eine große Freude, als er seinen ehemaligen Freund und Wohlthäter wieder erblickte. Bull bat den Wärter, daß er das Gitter aufmachen möchte: als dies geschehen war, ging er hinein. Der Löwe schmiegte sich wie ein Hund an ihn an, beleckte ihm die

Füße, die Hände und das Gesicht, sprang an ihn hinauf, und hüpfte wieder vor Freuden herum. Als Bull fortging, brüllte das Thier laut, stieß in einem Anfalle von Traurigkeit und Wuth an seinen Käfig, und fraß vier Tage lang nicht das Geringste.

(Smith's Travels in Churchill's Collect. II.)

122. Ein Löwe schont eines bittenden Hündchens, um einen Gesellschafter an ihm zu haben.

Nicht selten werden im Tower zu London Löwen gehalten, welche jeder, der den Wärtern einige Groschen bezahlt, sehen kann. Auch ist es nicht ungewöhnlich, daß ein Hund oder eine Katze solchem Thiere zur Nahrung von denjenigen mitgebracht wird, welche Geld sparen wollen.

Unter andern hatte jemand ein schönes schwarzes Hündchen auf der Straße aufgefangen, welches, so wie viele vor ihm, in das Behältniß eines Löwen geworfen wurde. Das arme kleine Thier zitterte bei dessen Anblick, krümmte sich, warf sich auf seinen Rücken, steckte seine Zunge heraus, und hielt seine Pfötchen in der Stellung eines Bittenden empor.

Der Löwe sah das Thierchen mit einem prüfenden Auge an, drehte es mit der einen Klaue um, dann wieder mit der andern, beroch es, und schien begierig zu seyn, eine genauere Bekanntschaft mit ihm zu machen. Als dies der Wärter sah, brachte er eine große Schüssel mit seiner eignen Hauskost. Der Löwe hielt sich aber von ferne, und weigerte sich zu fressen. Er richtete stets seine Augen auf den Hund, und lud ihn gleichsam ein, es zu kosten. Endlich, da sich die Furcht des kleinen Thieres etwas gelegt hatte, und sein Appetit durch den Geruch der Speisen erweckt wurde, näherte es sich langsam, und wagte zitternd zu fressen. Darauf kam der Löwe sachte herbei, und fing an mitzufressen, und beide vollendeten freundschaftlich die Mahlzeit.

Von diesem Tage an schlossen beide die genaueste Freundschaft, so, daß der Hund sich auch in die Klauen und unter den Rachen seines fürchterlichen Gönners schlafen legte. Wenn man ihnen zu fressen brachte, machte sich das kleine Thier gleich darüber her, und wollte sich nach Hundesart alles gern allein zueignen. Es hielt seine Pfoten darüber, knurrte, bellte, und fuhr dem Löwen keck ins Gesicht. Dieses großmüthige Thier aber wurde über seinen Ge=

sellschafter gar nicht böse, ja es rührte nicht eher einen Bissen an, als bis ihm sein Liebling stillschweigend die Erlaubniß dazu gegeben hatte. Wenn sie beide satt waren, und sich der Löwe zuweilen streckte, um zu ruhen, so ließ es der Hund oft nicht zu, lief und sprang um ihn herum, bellte ihn an, kratzte ihn bald mit seinen Pfoten auf den Kopf, zupfte ihn bei den Ohren, und biß ihn, wobei das edle Thier aber von keiner andern Empfindung gerührt zu werden schien, als von Vergnügen und Wohlgefallen.

Ungefähr ein Jahr darnach wurde das kleine Hündchen krank und starb. Einige Zeit schien der Löwe zu glauben, daß sein Liebling schliefe. Er fuhr fort ihn zu beriechen, rührte und bewegte ihn mit seiner Nase, und kehrte ihn mit seiner Klaue um. Da er aber alle seine Bemühungen, ihn zu erwecken, vergebens fand, ging er in seinem Behältnisse mit schnellen und unruhigen Schritten von einem Ende zum andern; darauf stand er stille, und sah mit einem steifen und traurigen Blicke auf ihn herab; alsdann hob er seinen Kopf in die Höhe, öffnete seinen schrecklichen Rachen, und brüllte einige Minuten hinter einander auf das fürchterlichste fort. Man versuchte, den todten Kör=

per von ihm hinweg zu bringen. Er brachte ihn aber unaufhörlich, und wollte ihn nicht anrühren lassen. Der Wärter bemühte sich darauf, ihn durch mancherlei Speisen zu reizen; allein er kehrte sich von allen mit Eckel weg. Man setzte einige lebendige Hunde in sein Behältniß, und diese zerriß er sogleich in Stücken, ließ aber ihre Glieder auf dem Boden liegen. Bald schlug er mit seinen Klauen in die Bohlen, und riß große Splitter davon herunter, bald erschütterte er wieder die Stangen seines Behältnisses; alsdann streckte er sich ganz abgemattet über die Ueberbleibsel seines geliebten Gesellschafters, zog ihn mit seinen Pfoten an sich, und legte ihn an seine Brust. Diese stumme Betrübniß ward noch einigemal durch ein fürchterliches Brüllen unterbrochen. Und so trieb er es bis zum fünften Tage, wo er des Morgens todt gefunden wurde, indem er seinen Kopf freundschaftlich auf den Körper seines kleinen Freundes gelegt hatte.

123. Ein Tiger an der Kette benutzt die Einfalt der Hühner und Enten.

Dellon *) unterhielt in dem französischen Comtoir von Tilsceri einige Monathe einen Tiger, an einer starken Kette. Dieser war listig genug, einen Theil von dem Reise, den man ihm hinsetzte, soweit umher zu streuen, als es ihm in seiner Lage möglich war. Dieses lockte die Hühner und Enten herbei. Er stellte sich, als ob er schliefe, damit sie näher kommen möchten, und dann schoß er auf einmal auf sie zu, da es ihm denn nie fehlschlug, einige zu erwürgen.

124. Ein Tiger flieht vor einem Sonnenschirm.

Der Tiger gibt gewöhnlich sein Unternehmen auf, sobald ihm der erste Versuch mißlingt. Auch ist er durch einen unerwarteten und ungewöhnlichen Widerstand leicht aus der Fassung zu bringen.

Im Anfange des vorigen Jahrhunderts saß einstmals, wie Pennant erzählt, eine Ge-

*) S. Hist. des Voyages.

sellschaft im Schatten einiger Bäume an den Ufern eines Flusses in Bengalen. Ein Tiger überraschte sie hier, und wollte eben auf sie zuspringen, als ein Frauenzimmer mit einer beispiellosen Geistesgegenwart dem Thiere einen Sonnenschirm vors Gesicht hielt. Der Tiger entfernte sich sogleich, und die Gesellschaft erhielt Zeit, sich wegzubegeben.

Wenn in Java ein großer im Lande herumreis't, so hat er Leute bei sich, die beständig in eine Art von kleinen Hörnern blasen, deren gellender Ton die Tiger augenblicklich verscheucht.

---

125. Ein Hirsch flehet andre Hirsche um Mitleid und Hülfe an, und bittet nicht vergebens.

Ein Jäger schoß nach einem Hirsche. Die Kugel traf das Thier, aber tödtete es nicht. Noch hatte der Hirsch soviel Kraft, tief in den Wald zu fliehen. Der Jäger verlor ihn aus dem Gesicht. Ueberzeugt, daß er keinen Fehlschuß gethan habe, und der Hirsch fallen müsse, verfolgte der Schütze die Spur desselben. Er ging lange im Walde herum, aber das

Thier war verschwunden. Endlich hörte er in einem Dickigt ein dumpfes Gestöhne. Er verdoppelte seine Schritte, und sah aus der Ferne das verwundete Thier auf der Erde ausgestreckt liegen. Schon war der Jäger bereit, einen zweiten Schuß zu thun, als zwei andre Hirsche herzueilten, und vor ihrem leidenden Bruder stehen blieben. Diese Scene machte den Jäger aufmerksam, er legte sein Rohr ab und beobachtete ungesehen was vorging. Kaum erblickte der verwundete Hirsch seine Freunde, so änderte er auch seine Töne: sie wurden lauter, und nachdrücklicher, obgleich immer noch mit Traurigkeit vermischt. Die zwei Hirsche leckten ihrem blutenden Kameraden die Wunde. So lange diese leckten, schwieg der verwundete Hirsch; das Lecken schien ihm wohl zu thun. — Nun schoß der Jäger zum zweitenmal, und traf das Herz desselben. Die beiden hülfeleistenden Thiere flohen.

126. Der muthige Hirsch.

In Veuve an der Ouche jagt man vom Anfange des Monats April bis Ende Junius die Kühe in das Gras auf die Berge, die jenseits des kleinen Flusses Ouche liegen, wel-

chen jene ohne Mühe durchwaden. Zu der Stunde, da die Trifft von dem Flecken abging, kam im Jahre 1757 täglich ein Hirsch von den Gebirgen herunter, und stieg ihr bis an das Ufer des Flusses entgegen. In der stolzen Einbildung seiner Oberherrschaft und eifersüchtig auf seine Rechte, wollte der anführende Stier den weder gebetenen noch willkommenen Gast durch die Kraft seiner Hörner verscheuchen. Der Hirsch nahm ein Gefecht mit Freuden an und setzte dem Stiere mit solcher Lebhaftigkeit zu, daß dieser ihm das Regiment überlassen mußte.

Täglich erneuerte sich der Kampf, schon aus der weitesten Ferne forderten sie sich dazu auf und der Widerhall erklang von ihren Stimmen.

Stets aber neigte sich der Sieg auf die Seite des Hirsches, welcher die Kühe triumphirend auf die Berge führte und von dem ganzen Rechte des Sieges Gebrauch machte.

Hätte in dasiger Gegend ein Naturforscher gelebt, so würde er vielleicht in der Begattung des Hirsches mit den Kühen Stoff zu interessanten Bemerkungen gefunden haben, da man sich jetzt mit dieser schlichten Geschichtserzählung begnügen muß, und daraus nur bemerken

kann, daß man anstatt „furchtsam wie ein Hirsch" auch wohl sagen könnte „muthig wie der Hirsch zu Beuve an der Ouche."

127. Mutterliebe beim Kameel durch Musik erweckt.

Die Kameel-Mutter verstößt zuweilen ein Junges. Vielleicht ist daran nichts, als die Schwäche der Mutter Schuld, welche nicht Nahrung genug für das Junge hat; denn nie soll dergleichen bei denjenigen Hirtenvölkern vorkommen, wo die Kameele einen mildern und fruchtbarern Himmelsstrich bewohnen. Die östlichen Hirtenvölker Asiens, die Mongolen und die daurischen Tungusen, kennen das Mittel, durch welches die Mutterliebe des Kameeles wieder rege gemacht wird. Es ist auf die Wirkung berechnet, welche die Musik auf dasselbe macht. Das Kameel wird an einen eingeschlagenen Pflock gebunden, und einige Schritte davon das Junge an einen andern Pflock. Nun setzt sich jemand, der auf dem Chur spielen kann *), nicht weit von den bei-

*) Ein Instrument, welches viele Aehnlichkeit mit einer Cither hat, aber mit einem Bogen, wie

den Thieren hin, und stimmt die traurigste und klagendste Melodie an, die er zu spielen weiß, und die mit der Klagstimme eines jungen Kameeles einige Aehnlichkeit hat. Anfangs wird das alte Kameel aufmerksam, es fängt an, sein Kind anzusehen, es blickt dasselbe immer sehnsuchtsvoller und unablässiger an; zuletzt fangen aus seinen Augen große Thränen herabzurollen an und es sucht sich loszureißen. Jetzt darf man es dreist loslassen, es läßt das Junge wieder saugen, und verläßt es so leicht nicht wieder.

Die Wahrheit der Sache ist durch zu sehr unverwerfliche Zeugen belegt, als daß darüber Zweifel statt haben könnten. Auch weiß man, wie dieses Thier vielen Sinn für Musik hat. Das Kameel geht seinen Weg und trägt seine Last williger, wenn ihm die Musik gefällt, die zum Marsche aufgespielt wird. Eine Caravane wird daher nicht leicht ohne Musik seyn.

---

unsere Geigen gespielt wird. Der Bezug desselben ist nicht von Darm= sondern von Haarsaiten.

128. Zärtliche Liebe der Seekühe oder Monatis untereinander.

Ein besonderer Beweis von der ehelichen Liebe und Treue dieser Thiere gegen einander ist der, den Steller in seinem Buche von Meerthieren erzählt. Indem nämlich einmal ein Monatiweibchen gefangen, und ans Land gezogen wurde, setzte ihr das Männchen, nachdem es sich alle Mühe gegeben hatte, ihr zu helfen, bis ans Ufer nach. Nichts, — auch die derbsten Schläge nicht, konnten es abhalten, seiner Gattinn zu folgen, und für ihre Rettung noch einen Versuch zu machen. Selbst alsdann, da sie schon todt war, eilte ihr das Männchen nach, und es war unmöglich, dasselbe vom Boot wegzubringen. Auch des andern Tages, schreibt Steller, als wir früh Morgens kamen, das todte Weibchen zu zerschneiden und in Stücken zu legen, fanden wir noch das Männchen bei ihr stehen, und auch am dritten Tage war es noch auf der Stelle, wo seine Gattinn todt da gelegen hatte, gegenwärtig.

129. Der zahme Hase.

Die Thiere gewinnen in Ansehung der Entwicklung ihres Verstandes viel durch den Umgang mit Menschen, ja sie legen oft diejenigen Neigungen, die ihnen sonst natürlich waren, gänzlich ab. Ich habe selbst, sagt L. Smith in dem Werke: Natur und Bestimmung der Thiere, einen jungen Hasen gehabt, der von klein auf in meinem Hause unterhalten wurde, unn dieser war so zahm, und zugleich vor aller Gefahr so unbekümmert, daß er auf den Boden bei meinem Hunde und einer großen Katze sich befand, ohne sich im mindesten zu fürchten; da doch bekanntlich der Hund und die Katze die natürlichen Feinde des Hasen sind.

---

130. Des Fuchses listiger Krähenfang.

Ein Reisender wunderte sich, als er einmal sahe, daß ein Fuchs bei einem Fischerhause herumging, und eine Menge Dorschköpfe reihenweise vor sich hinlegte, und wußte nicht, was dies bedeuten sollte. Allein nicht lange darnach kam, als sich der Fuchs versteckt hatte, eine Krähe, um einen von den Dorschkö-

pfen wegzuholen, und ward dem Fuchse, der aus seinem Schlupfwinkel schnell hervorsprang, zur Beute.

131. Muthlosigkeit gefesselter Füchse.

Büffon hielt zwei junge Füchse, die, wenn sie in Freiheit waren, die Haushühner angriffen, in Ketten aber es nie versuchten, ein einziges Huhn anzurühren. Man hatte eine lebendige Henne ganze Nächte hindurch neben ihnen befestigt; und ob gleich die Füchse in vielen Stunden nichts gefressen hatten, so vergaßen sie troz ihres Hungers, und der guten Gelegenheit ihn zu stillen, doch nicht, daß sie in Fesseln lagen und ließen die Henne gänzlich in Ruhe.

132. Hochachtung einer Kaninchenfamilie vor ihrem Stammvater.

Ein französischer Edelmann hatte ein sehr zahlreiches Kaninchengehäge, welches er mit einem einzigen Paare dieser Thiere angefangen hatte. Der Stammvater dieser weitläuftigen Familie war weiß von Farbe, und wurde deßwegen, bis in sein spätes Alter, von jedermann als derselbe erkannt, weil unter seinen

Nachkommen durchaus kein Männchen in dem Gehäge geduldet wurde, welches weiß war. Bei dieser Veranstaltung, welche der Edelmann getroffen hatte, konnte es nicht fehlen, daß derselbe seine Absicht, über diese Thiere Bemerkungen anzustellen, erreichte; er war auch dabei so glücklich, daß er zu seinem größten Vergnügen sahe, wie dieser Stammvater der ausgezeichnetsten Achtung von seinen Nachkommen genoß. Unerachtet der großen und ausgebreiteten Vermehrung seiner Familie blieben ihm doch alle Glieder derselben, die Männchen wie die Weibchen, die Alten wie die Jungen, beständig unterthan. Wenn der Großvater Lärmen und Streit unter ihnen hörte, eilte er geschwind herbei, und sobald man ihn wahrnahm, war alles wieder in Ordnung. Ueberraschte er einige im Kampfe, so brachte er sie aus einander, und stellte auch zuweilen auf der Stelle Beispiele von Strafe auf. Ein anderer Beweis von seiner Herrschaft über seine Nachkommen ist Folgendes. Der Besitzer des Gehäges hatte die Kaninchen gewöhnt, daß sie alle zusammen auf einen Pfeifenschall herbeikommen mußten. Wenn nun dieses Zeichen gegeben wurde, und sie auch noch so sehr entfernt waren, so sahe man, daß sich der Großvater an ihre Spitze stellte,

und ob er gleich zuerst kam, sie doch alle, als ob er sie mustern wollte, erst einzeln vorbei ziehen ließ, und ihnen dann zuletzt folgte.

133. Die Elster zählt.

Um die Menge der Elstern zu vermindern, sucht man die brütenden Mütter derselben auf ihrem Neste zu tödten; da sie sich aber bei Annäherung eines Menschen sogleich entfernen, so macht man unten an dem Baume, worauf das Nest ist, einen bedeckten Hinterhalt, in welchen sich ein Mensch verbirgt, um die Zurückkunft des brütenden Vogels zu erwarten; allein man wartet vergeblich, weil die Elster weiß, daß aus dieser Höhle, in welche sie einen Menschen gehen sah, ein Schuß geschehen kann. Sie kehrt nicht eher zurück, bis sie den Jäger wieder hat weggehen sehen. Gehen zwei Menschen nach dieser Höhle, wovon einer sich hineinstellt, der andere aber vorbei geht, so merkt sie sich wohl, daß erst noch einer fortgehen muß; eben so, wenn drei dahin und nur zwei wieder fortgehen. Nur wenn fünfe bis sechse auf einmahl

sich hinbegeben, wird sie durch die Menge in der Rechnung verwirrt, und kehrt zu ihrem Verderben zur Brut zurück.

134. Eine Ente reitet auf einem Hunde.

Der Fleischer Frere zu Paris in der Straße St. Martin besaß eine Ente, die sich in einem Stalle aufhielt, der beständig mit Hornvieh unter der Aufsicht eines schwarzen Hundes und eines Windspiels angefüllt war. Sie machte mit diesen beiden Wächtern Bekanntschaft, und gewann eine große Zuneigung zu dem schwarzen Hunde. Anfänglich bezeugte sie ihm diese durch die ihrer Art eigenen Begrüßungen, und blieb stets an seiner Seite. Als aber nachher der Hund ihre Anhänglichkeit durch sein sanftes und freundschaftliches Betragen gegen sie erwiederte, wurde sie dreister, und nahm an allen Spielen der beiden Hunde Antheil. Wenn das Windspiel den schwarzen Hund verfolgte, so entfloh sie mit diesem, und wenn dieser jenes angriff, verfolgte sie dasselbe nebst dem schwarzen Hunde. Ja sie trieb es so weit, daß sie ihre gebrochene Stimme und ihren wackelnden Gang mit dem Bellen

und schnellen Springen des schwarzen Hundes vereinigte, um die Ochsen und Schaafe nach dem Schlachthause oder nach einem andern Orte zu bringen. Wenn sich der Hund legte, setzte sie sich auf seinen Rücken, und wenn sie sich hier angeklammert hatte, und sich etwa eine Stimme oder sonst ein Geräusch hören ließ, sprang der Hund auf, und lief mit der Ente, wie ein Pferd mit seinem Reuter, auf dem Rücken davon. Die Ente hielt ihn mit ihrem Schnabel beim Halse und ließ ihn nicht los.

135. Eine Gans opfert ihr Leben aus Anhänglichkeit an ihre Mutter auf.

Doktor Frittler erzählt von einer jungen Gans, deren Mutter man abgeschlachtet hatte, daß sie dieselbe bis zu dem Augenblicke, wo man sie zum braten an den Spieß steckte, nicht verließ. So wie man die Gans an das Feuer brachte, stürzte sich die Junge, welche die Urheberin ihrer Tage nicht überleben wollte, in die glühenden Kohlen, und starb.

136. Eifersucht und Freundschaft einer Gans.

Zwei Gänseriche, ein grauer und ein weisser (der Letztre hieß Jakob), lebten mit drei Weibchen zusammen, und waren ihre beständigen Begleiter. Hatte Eines von den Männchen die Oberhand, so übernahm es die Leitung derselben und das andre durfte sich ihnen nicht nähern. Wer des Nachts über Meister blieb, wollte bei Tage nicht nachgeben, und die beiden Gänseriche fochten oft so wüthend mit einander, daß man hinzulaufen, und sie von einander trennen mußte. Eines Tages wurde ich, erzählt Hr. Bingley, durch ihr Geschrei in den Hintergrund des Gartens gelockt, und hier sah ich, daß sie sich einander beim Kopfe hatten, und mit den Flügeln mit großer Schnelligkeit und außerordentlicher Stärke aufeinander losschlugen. Die drei Weibchen liefen um sie herum, als wünschten sie dieselben von einander zu bringen; allein ihre Bemühung war vergeblich. Endlich zog der weiße Gänserich den Kürzern, er unterlag, und wurde von dem andern sehr übel behandelt. Ich trennte sie, und dies war für den weißen ein Glück, da er sonst sein Leben eingebüßt haben würde.

Hierauf fing der graue Gänserich an zu schreien, zu schnattern, mit den Flügeln zu schlagen, und lief eilends den Weibchen nach, machte jedem ein lautes Compliment, welches dieselben auch erwiederten und sich sogleich von freien Stücken um ihn herstellten.

Der arme Jakob befand sich unterdessen in einem kläglichen Zustande: er zog sich zurück, und ließ in einiger Entfernung Klagetöne hören. Seine Niedergeschlagenheit und Traurigkeit hielt mehrere Tage an, während ich manchmal Gelegenheit hatte, über den Hof zu gehen, wo er sich aufhielt. Ich sah in beständig aus der Gesellschaft ausgestossen, und wenn ich vorbei ging, kam er allemahl schnatternd auf mich losgegangen. Eines Tages kam er mir so nahe und äußerte so viele Freundschaft gegen mich, daß ich nicht umhin konnte, ihn zu liebkosen, indem ich meine Hand bald über seinen Rücken legte, bald um seinen Hals schlang. Hierüber schien er so sehr gerührt, daß er mir bis an die Hofthür nachfolgte. Als ich des andern Tags wieder vorbei ging, rannte er auf mich los, und ich machte ihm die nämlichen Liebkosungen wie gestern; allein hiermit war er nicht zufrieden, sondern schien durch seine Geberden und Bewegungen zu verstehen zu geben,

daß ich ihn zu seinen Gefährtinnen führen möchte. Ich brachte ihn daher bis an den Platz, wo sie sich aufhielten, und bei seiner Ankunft fing er an zu schreien, und richtete seine Anrede geradesweges an die drei Weibchen, die auch nicht ermangelten, ihm zu antworten. Allein sogleich sprang der graue Sieger auf Jakob los; ich ließ sie einen Augenblick beisammen; jener war immer der Stärkere; ich half meinem Jakob, der aber unterlag; ich stand ihm nochmals bei, und auf diese Art fochten sie 11 Minuten mit einander; vermittelst meines Beistandes erhielt Jakob die Oberhand über den grauen Gänserich, und nahm von den drei Weibchen Besitz.

Als sich mein Freund Jakob als Sieger erblickte, wagte er nicht mehr, die Weibchen zu verlassen und kam daher nicht länger auf mich los, wenn ich vorbei ging: bloß in der Entfernung gab er mir manche Beweise von seiner Freundschaft, indem er laut aufschrie, und mit den Flügeln um sich schlug; seine Gefährtinnen verließ er nicht, weil er vielleicht fürchtete, sein Gegner würde sich in ihren Besitz setzen. Auf diese Art fuhr er bis zur Brütezeit fort, und nie anders, als bloß in der Ferne, schnatterte er mich an. Als aber seine Weibchen

zu sitzen anfingen, verließ er sie und verdoppelte seine Freundschaft gegen mich. Eines Tages folgte er mir bis an die Eisgrube oben auf der Anhöhe des Parkes nach, wo ich mich nothwendig von ihm trennen mußte, um meinen Weg noch eine halbe Stunde weiter in einen Wald fortzusetzen; ich sperrte ihn daher in den Park ein. Kaum aber merkte er, daß ich mich von ihm losgerissen hatte, als er ein sonderbares Geschrei ausstieß. Jedoch ging ich meinen Weg fort, und mochte ungefähr ein Drittheil davon zurückgelegt haben, als ich das Geräusch eines schwerfälligen Fluges vernahm und mich daher umdrehte; zu meinem Erstaunen erblickte ich meinen Jakob nur noch vier Schritte von mir. Er folgte mir allenthalben hin, bald ging er, bald flog er, und wenn er etwas von mir voraus war, so machte er an Kreuzwegen halt, um zu sehen, welchen Weg ich gehen würde. Unsre Wanderung dauerte von Morgen zehn Uhr bis Abends um acht Uhr, und mein Gefährte folgte mir durch alle Krümmungen des Waldes nach, ohne daß er davon ermüdet zu werden schien.

Nachmals folgte er mir, ohne Spur von mir zu haben; daher suchte er mich sogar eines Tages in der Kirche auf. Ein andermahl, als er

vor dem Fenster des Pfarrers vorbei ging, hörte er mich in dessen Stube sprechen; und da er das Thor offen fand, kam er hinein, stieg die Treppen hinauf, trat in die Stube, und machte, zum nicht geringen Schrecken der Familie ein lautes Freudengeschrei.

Es thut mir leid, daß ich zuerst unsre Freundschaft aufgab, allein dies war nothwendig. Der arme Jakob glaubte, daß er in den schönsten Zimmern eben so frey und ungestört hausen könne, als in seinem Stalle; nach manchen unangenehmen Vorfällen dieser Art sperrte man ihn ein, und ich bekam ihn nie wieder zu se-, sehen. Seine Unruhe dauerte über ein Jahr wo er vor Kummer starb.

Er war, wie man mir hernach erzählte, so dürr wie ein Stück Holz geworden, und man verheimlichte mir seinen Tod über zwei Monate lang, welcher im dritten Jahre unsrer Freundschaft erfolgt war.

---

137. Eine Fledermaus läßt sich zähmen.

Die Fledermaus läßt sich, wie die Maus, bis auf einen gewissen Grad zähmen. Herr

White (s. dessen Naturgeschichte von Shelborne) erzählt, daß ihm eine zahme Fledermaus einst vieles Vergnügen gemacht habe. „Wenn man ihr Fliegen hinhielt, so nahm sie einem dieselben aus den Händen. Gab man ihr etwas zu fressen, so hielt sie die Flügel rund herum vor den Mund, ließ den Kopf hängen und verbarg ihn, wie die Raubvögel, wenn sie fressen. Die Geschicklichkeit mit der sie den Fliegen die Flügel abriß, welche sie allemahl wegwarf, war in der That merkwürdig. Insekten schienen ihre liebste Nahrung zu seyn; doch fraß sie auch rohes Fleisch, wenn man ihr dergleichen gab. Wenn ich mich mit diesem sonderbaren Thiere vergnügte, so sah ich mehrmahls die gangbare Meinung, daß die Fledermäuse, wenn sie sich auf dem ebenen Boden befänden, nicht in die Höhe heben könnten, dadurch wiederlegt, daß sie mit großer Leichtigkeit von der Erde aufflog. Sie lief mit mehr Schnelligkeit, als ich geglaubt hätte, allein ihr Laufen sah sehr lächerlich und sonderbar aus.“

138. Ein Reiher überlistet Sperlinge.

Ein schlesischer Graf hatte einen gezähmten Reiher auf seinem Hofe, der sich von allerlei Aase und von den Abgängen in der Küche erhielt, ohne Fische und Frösche zu verlangen. Den Mangel an frischen Fleisch wußte er sich aber durch List und Geschicklichkeit zu ersetzen. Wenn das Hühnervieh gefüttert wurde, stellte er sich gerade in die Mitte des Haufens, um den Sperlingen aufzulauern, die sich mit ihrer bekannten Unverschämtheit unter die Hühner mischten, und das ihnen anständige Futter denselben vor dem Schnabel wegnahmen. Der Reiher stand indessen ganz ruhig, und hatte seinen langen Hals so gut eingezogen, daß sein Kopf auf dem Rücken aufzusitzen schien. Die Sperlinge, die keinen Feind ahndeten, hüteten sich auch vor keinem. Kam ihm dann ein dreister, kecker Sperling nahe genug, so schnellte sein Kopf wie eine Stahlfeder los, im Augenblick hatte er den Sperling in seinem Schnabel, und zerdrückte ihm den Hirnschädel, oder erwürgte ihn bei der Kehle. Dann trug er ihn zu seinem Saufnapfe, und tauchte ihn ein. Hierauf drehte er ihn so lange herum, bis der Kopf zuerst kam,

und dann erst verschluckte er denselben. War er damit fertig, so stellte er sich auf's neue unter die Hühner, und fing sich noch einen Sperling. Drei bis vier derselben machten seine tägliche Portion aus. Auch fing er Mäuse, indem er ihnen an ihren Löchern auflauerte. — So künstlich befriedigte dieser Vogel das Bedürfniß nach Fleischspeisen, durch solche Thiere, die in seinem natürlich freien Zustande gewöhnlich nicht zu seiner Nahrung gehören.

---

139. Der gutherzige Canarienvogel.

Herr C. R. Streithorst hatte eine Canarienhecke, in welcher sich ein Hahn nicht nur durch seine vorzügliche Größe, sondern auch durch seine Wohlthätigkeit unterschied. Wenn sein Weibchen ausgebrütet hatte, war er unermüdet im Füttern der Jungen. Er ließ es aber dabei nicht bewenden, sondern fütterte alles, was von jungen Vögeln in der Hecke vorhanden war. Einige derselben waren bald von ihren Aeltern verlassen worden. Diese nahmen ihre Zuflucht zu ihm. Andre waren zwar schon groß genug, sich selbst helfen zu

können, sie machten sich aber doch seine Dienstfertigkeit zu Nutze. Wenn dieser Canarienhahn Futter eingenommen hatte, fiel oft der ganze Schwarm der jungen Vögel, deren wohl dreißig vorhanden seyn mochten, über ihn her, so, daß er auf dem Zweige, wo er saß, sich nicht halten konnte, sondern auf den Boden niederflog, wo sich den alle um ihn versammelten und sich von ihm füttern liessen. Je größer öfters die Ungeduld war, mit welcher die Jungen ihr Futter erwarteten, so, daß sie sich zuweilen dem Hahne sogar auf den Rücken setzten, desto emsiger war derselbe, seine Gaben so geschwind als möglich auszutheilen, nicht anders, als ob er diese kleinen hungrigen Geschöpfe nicht länger hätte leiden sehen können.

140. Der Canarienvogel, ein Tausendkünstler.

Als Prott auf seiner Reise durch Westphalen und Holland zu Cleve sich nebst vielen andern Personen in einem Wirthshause aufhielt, trat ein Vogelsteller mit einem Canarienvogel herein, dessen Kunststücke in der dortigen Gegend allgemein bekannt waren, und

bewundert würden. Der Vogelsteller nahm den Vogel heraus, setzte ihn auf seinen Zeigefinger und redete ihn folgendermaßen an: „Du erscheinst hier, mein lieber Bijou (so hieß der Canarienvogel), vor sehr vornehmen und verständigen Leuten, nimm dich also in acht, daß du die Erwartung, die man sich von dir macht, nicht täuschest! Du hast Lorbeern eingesammelt, sorge dafür, daß sie nicht verwelken, kurz, betrage dich, wie es dem Bijou unter den Canarienvögeln — denn der bist du — geziemt!"

Diese ganze Zeit über schien der Vogel zuzuhorchen, und nahm dabei eine Stellung an, als ob er recht aufmerksam auf die Rede wäre, indem er sein Ohr dem Munde des Mannes entgegen bog, und, als dieser zu reden aufhörte, zweimahl ganz deutlich mit dem Kopfe nickte; und war je ein Nicken verständlich und vielversprechend, so war es dieses.

„Gut! (sagte nunmehr der Vogelsteller, indem er seinen Hut gegen den Canarienvogel abnahm;) laß uns denn nun sehen, ob du ein Canarienvogel von Ehre bist! Stimm einmahl ein Liedchen an!" — der Vogel sang „Pfui! das ist zu hart; das klingt ja, als wenn ein heiserer Rabe krächzte. Etwas Rüh-

rendes!" — der Vogel pfiff nun, als ob seine kleine Kehle in eine Laute umgewandelt wäre. — „Rascher, (sagte der Mann) — langsamer — so ists recht." —

„Aber was zum Henker hast du mit deinen Füßchen und deinem Köpfchen vor? — Kein Wunder daß du herauskommst, Monsieur Bijou! wenn du den Takt zu schlagen vergissest! — Nun, das ist ein lieber Bijou! — Bravo, bravo Männchen!"

Alles, was ihm geheißen oder woran er erinnert wurde, that er mit bewunderns-würdiger Pünktlichkeit. Sein Kopf und sein Fuß schlugen den Takt, und beide drückten sowohl die Abwechselungen des Tons, als der Bewegung aus. Der Ton selbst war ein treuer Wiederhall des Sinnes, und zwar nach den strengsten Regeln der poetischen und musikalischen Composition. Bravo, bravo hallte es von allen Seiten des Zimmers wieder.

„Und du bezeugst deine Dankbarkeit nicht für dieses Lob!" rief der Vogelsteller unwillig aus. Der Vogel verbeugte sich auf das ehrerbietigste.

Das nächste Kunststück, das der Canarienvogel machte, bestand darin, daß er mit einer aus einem Strohhalm gemachten Flinte Sol-

daten spielte. „Du hast ein saures Stück Arbeit gehabt, mein armer Bijou! (sagte der Vogelsteller als er fertig war,) und mußt wohl etwas müde seyn; nur noch ein Paar Stückchen, und dann sollst du ausruhen! — Zeig einmahl den Damen, wie man einen Knix macht!“ — Der Vogel zog nun das Eine Füßchen hinter das andre, und sank und hob sich mit der vollkommensten Ungezwungenheit und Grazie. „Das ist schön, mein liebes Männchen! und nun einen Bückling!“ Er machte ihn, indem er zugleich den Kopf neigte und mit dem Fuße scharrte.

„Nun laß uns mit einem Walzer schließen, Bijou! — Getroffen! recht so! lustig!“ Die Lebhaftigkeit, das Feuer, die Genauigkeit, womit dieser letzte Befehl vollzogen wurde, trieb den Beifall der ganzen Gesellschaft bis zur höchsten Bewunderung. Bijou selbst schien den heiligen Durst nach Ruhm zu fühlen, schüttelte seine kleinen Federn, und jubelte ein Io Päan, in welchem man das Selbstbewußtseyn des Siegers zu hören glaubte. „Du hast es brav gemacht, was ich dir geheißen habe, (sagte der Vogelsteller, indem er seinen gefiederten Liebling liebkosete,) mach also jetzt ein Schläfchen, während ich deinen

Platz einnehme!" Der Kanarienvogel fiel nun in einen verstellten Schlummer, und zwar so täuschend, als ob Morpheus alle seine Kraft an ihm versucht hätte: erst schloß er das Eine Auge, dann das andre, dann nickte er, dann sank er so sehr auf die eine Seite, daß Verschiedene von der Gesellschaft ihre Hände ausstreckten, um ihn vom Fallen abzuhalten, und gerade, wenn diese Hände ihn zu berühren im Begriff waren, faßte er sich wieder, und sank dann eben so tief auf die andre Seite; endlich schien ihn der Schlaf in einer festen Stellung zu halten, worauf ihn der Mann vom Finger wegnahm, und ihn auf den Tisch legte, wo er, wie der Vogelsteller versicherte, so lange fest und ruhig schlafen würde, als er selbst seine Kunststücke mache. Allein kaum hatte dieser damit angefangen, als eine ungeheuer große schwarze Katze auf den Tisch sprang, den Canarienvogel mit den Zähnen ergriff, und alles Widerstandes ungeachtet mit ihm zum Fenster hinausstürzte. Der Vogelsteller war über seinen Verlust untröstlich, indem er mit diesem Thierchen Jahre lang sein Brod verdient hatte.

141. Stiefvater-Härte und Geschwister-Liebe unter Canarienvögeln.

Von folgender Geschichte war Herr Legationsrath Lichtenberg in Gotha Augenzeuge.

Ein weißliches Canarien-Weibchen, erzählt derselbe, brütete in einer angestellten Hecke drei Junge aus, zwei gelbe und ein graues. Drei Tage nach dieser Ausbrütung fing es schon wieder zu meiner Verwunderung von neuem an, Eier zu legen, mußte aber darüber seinen Geist aufgeben.

Der Vater, ein schöner hochgelber Canarienhahn, nahm sich zwar der Fütterung seiner Jungen ernstlich an, reichte aber dem grauen niemals etwas in den Schnabel, sondern stieß es, so begierig es ihn aufsperrte, und so kläglich es auch schrie, immer zurück, biß auf dasselbe und überließ es gleichsam mit Vorsatz dem traurigen Schicksale der Verhungerung. Die beiden gelben Jungen wurden immer gut von ihm genährt, und wuchsen zusehends. Durch ihren Wachsthum nahmen sie nun in dem Nestchen mehreren Raum ein, durch ihre erhaltenen Kräfte hoben sie sich munter in die Höhe: das arme, verlassene graue aber mußte

immer unter ihnen liegen. Man versuchte, indem man nun die gelben Jungen einen ganzen Tag lang aus der Hecke entfernte, den Alten etwa zum Mitleiden zu bewegen. Aber auch das konnte seinen Haß und Zorn gegen dieses Junge nicht mildern. Er war unempfindlich gegen dessen kläglichsten Töne und flog nun nicht einmal mehr auf das Nest. Man brachte die gelben zur Erwärmung des abgezehrten grauen wieder in das Nest, und hielt es für ein wahres Wunder, daß es ohne Nahrung sein schwaches Leben doch noch so fortsetzen konnte. Endlich entwickelte sich das Räthsel. Man wurde gewahr, daß seine gelben Geschwister ein besser Herz und mehr Erbarmung als der Vater hatten; sie nahmen sich des elenden verhungerten an, und reichten ihm aus ihren eignen Hälsen einigemal des Tages Speise. Sie gewöhnten sich endlich immer mehr daran, dasselbe, so oft ihnen der Alte ihre Mahlzeit gebracht hatte, ordentlich zu füttern. Durch diese Fürsorge zogen sie es völlig groß, es wurde gut befiedert, lernte fliegen, für sich fressen und endlich als ein Männchen auch schlagen. Ob nun bloß die Farbe des Jungen so vielen Eindruck machte, und dem Hahne verhaßt war, weil sie sich so weit von seiner eignen Farbe unterschied, oder

ob er wirklich den eifersüchtigen Gedanken dabei hegte, daß sein Weibchen ihm nicht treu gewesen, daß es nicht sein ächtes Junges sey, dieß sind wohl eben so schwer zu beantwortende Fragen, als wie diese: Haben denn wohl die kleinen gelben jungen Canarienvögel eine Art eines wahren innern Mitleidens über die Noth ihres verlassenen grauen Bruders gehabt; haben sie eingesehen, daß die Gefahr des Todes bei dem Kleinen vom Mangel der Nahrung herkam, und daß sie es nur dadurch würden lebendig erhalten können, wenn sie aus ihren Kröpfen etwas heraushеben und ihm in den Schlund stecken würden; oder merkten sie vielleicht, daß ihr Nestbruder gleich ruhiger wurde, und sie nicht so sehr mit seinem ungestümen Schreien und Aufsperren plagte, wenn der Alte bei übereilter hitziger Fütterung manches verlor, was denn von ungefähr in seinen aufstehenden Schnabel fiel?

142. Ein Rabe kennt seinen Herrn wieder.

Die Fälle, daß Hunde, nach Verlauf mehrerer Jahre, einen Menschen wieder erkann-

ten, gehören fast zu dem alltäglichen; allein man hat auch ähnliche Fälle von Vögeln.

Der Graf Schafgotsch in Schlesien hielt sich einen Raben, der frei herumlief, die benachbarten Waldungen öfters durchstreifte, und immer wieder kam. Einmal hatte er sich denn doch verloren, und kam nicht wieder. Nach einigen Jahren, als ein Bedienter des Grafen durch Schlesien reisete, flog und krächzte ein Rabe um ihn herum, und schien seine Freude über seine Anwesenheit zu äußern. — Es war in der That der bekannte Rabe, der bald so vertraulich wurde, daß er sich greifen und wieder mit nach Hause nehmen ließ.

---

143. Die Unerschrockenheit eines Hahns im Seetreffen rettet ein Schiff.

Als der Admiral Berkeley Capitain des Linienschiffs Marlborugh von 74 Canonen war, kaufte er einen schönen Hahn, den er für seine Hühner am Bord halten wollte. In dem berühmten Seetreffen am 1ten Juny 1793 war der Marlborough eines von den

Schiffen, die das meiste litten; denn er wurde gerade ins stärkste Feuer der Franzosen befehligt. Er verlor alle Masten und war zuletzt ein bloßer Wrack. Als aber der große Mast über Bord fiel, flog der Hahn auf den Stumpf desselben, der nicht über zwölf Fuß vom Verdecke hervorstand, und fing an die Flügel zu schlagen und mit frohlockender Kühnheit zu krähen. Ein so sonderbarer Umstand mitten im hitzigsten Gefechte erregte die Aufmerksamkeit der wackern Seeleute, die durch das Beispiel des unerschrockenen Thiers frischen Muth faßten und mit neuen Kräften fochten, bis sie der Sieg mit Lorbeeren krönte. Dieser herzhafte Hahn wurde sorgfältig gewartet, bis das Schiff Plymouth erreichte, wo er zum Andenken seiner Herzhaftigkeit und der glorreichen Gelegenheit dem Lord Lenox geschenkt wurde, der ihn mit einem silbernen Halsbande schmücken ließ, auf welchem sein Verdienst beurkundet war.

144. Besondre Stiefmutter-Sorgfalt einer Henne.

Es ist bekannt, daß eine Henne, welche junge Enten führt, sobald sie dieselben im Wasser sieht, unruhig am Ufer auf und ab läuft, und gegen die Umstehenden durch ängstliche Töne ihre Besorgniß ausdrückt. Eine Hausmutter auf dem Lande aber besaß sogar eine Henne mit jungen Enten, die auf einmal in die Stube gelaufen kam, sehr ängstlich that, abgebrochne Töne von sich gab, und die Hausfrau in die Füße pickte, während eine Magd hereintrat, die Nachricht von den Enten im Wasser brachte, und so das Räthsel lösete. Man ging hinaus, die besorgte Henne eilte nach, hüpfte am Rande der Pfütze herum, und forderte Hülfe für die kleinen Schwimmer.

---

145. Tauben zählen die Stunden.

Es hatte jemand die Gewohnheit, einem Paar Tauben, die oft an seine Fenster geflogen kamen, alle Tage zu bestimmten Stunden Futter auf den Fensterrahmen zu streuen; so-

bald dies die Tauben gewahr wurden, kamen sie sogleich herbei geflogen, um ihre Gabe abzuholen. Zufälliger Weise hatte er das Futter allemal früh um neun und Nachmittags um drei Uhr hinausgestreut, und kaum hatte die Stadtuhr eine von diesen Stunden ausgeschlagen, so fanden sich die Tauben sogleich ein, wenn er auch seine Gäste zu bewirthen vergessen hatte. Endlich verschob er das Füttern absichtlich, um sich gewiß zu überzeugen, ob sie sich zu den bestimmten Stunden einstellten. Nie blieben sie weg, sondern kamen allemal pünktlich zu der angegebenen Stunde, obgleich kein Körnchen Futter vor dem Fenster lag.

146. Tauben-Post.

Schon seit Jahrhunderten hat man sich in einigen Ländern der Tauben zum Brieftransport bedient. Am häufigsten ist dieser Gebrauch im Morgenlande im Gange gewesen. Ein Reisender in Egypten oder Klein Asien, der gerne von sich Nachricht geben will, nimmt von dem Orte wo er abgeht einige Tauben aus dem Schlage mit, und bindet ihnen dann unterweges seine Depeschen unter die Flügel, womit sie, sobald sie losgelassen werden, eiligst

ihrem alten Schlage zufliegen, wo ihnen dann dieselben, der Abrede gemäß, abgenommen werden. Gewöhnlich nimmt man zu dieser Absicht bloß männliche Tauben mit, weil diese desto schneller wieder zu ihrem Weibchen eilen. Am sichersten ist es, wenn diese eben Eier haben, oder Junge brüten. Ehe der Reisende seine Briefträger wieder fliegen läßt, füttert er sie aufs reichlichste, damit sie nicht der Hunger veranlaßt, sich unterweges zu verweilen. Zu gleicher Zeit werden ihnen auch vorher die Füße in Essig gebadet, weil sie dann das Baden unterweges im Wasser unterlassen. Eine Reise, wozu der schnellste Fußgänger wenigstens sechs Tage braucht, legt eine Taube in einem Einzigen zurück.

Noch im verwichenen Jahrhundert wurden zwischen manchen Orten in der Levante ordinäre Tauben-Posten unterhalten. Man hatte öffentliche Tauben-Posthäuser, wo die Reisenden die von den wiederkommenden Tauben mitgebrachten Briefe, bei dem Aufseher abholen konnten. In einigen dortigen Gegenden bedient man sich der Tauben-Post noch bis diese Stunde.

Den wichtigsten Gebrauch hat man von den Brieftauben im Kriege gemacht. Dieß geschah

vorzüglich in den Kreuzzügen. So sind auch noch vor einigen hundert Jahren im nördlichen Europa, nämlich in dem Spanisch-Niederländischen Kriege während der Belagerung von Harlem und Leiden, gemeine Haustauben, die man noch zeitig genug aus der Stadt zur Armee des Prinzen Wilhelm von Oranien gebracht hatte, oft mit glücklichem Erfolge, von diesem zum Brieftransport gebraucht worden, bis durch einen Zufall so eine Brieftaube in die Hände des Feindes fiel, und da man hinter ihre Aufträge kam, dann alle über dem Lager fliegenden Tauben ohne Unterschied weggeschossen wurden.

Auch bei der Belagerung von Valenciennes bedienten sich die Franzosen im Jahre 1793 dieser Taubenposten.

147. Das Rothkehlchen zu Quedlinburg.

Der Pastor Götze in Quedlinburg fand, wie er erzählt, spät im Herbste 1774, eines Morgens beim Aufstehen ein Rothkehl-

chen in seinem Saale, das durch das offene Fenster hereingekommen war, und vermuthlich die Nacht in seines Nachbars Stube zugebracht hatte. Es verfolgte Herrn Götze gleich in ein warmes Zimmer, und fraß begierig das Futter, das er ihm vorsetzte. Kaum war es satt, so wollte es sich in den Tassen auf dem Theetische baden. Herr Götze gab ihm daher Wasser; es badete sich, und war den ganzen Winter hindurch sehr munter. Als der Frühling eintrat und Herr Götze die Winterzimmer verließ, wollte er das Rothkehlchen wieder in Freiheit setzen. Er ließ es daher in den Saal, wo alle Fenster offen standen, aber es hatte keine Lust wegzufliegen. Endlich jagte Herr Götze es hinaus, und es hüpfte eine Zeitlang auf dem Hofe herum. Herr Götze ging hierauf zu Tische, und da er hernach wieder in den Saal kam, fand er zu seiner Verwunderung das Rothkehlchen abermals in demselben. Es that ihm leid, daß er es wegjagen mußte, worauf es wiederum sich im Hofe aufhielt, aber sehr bald wieder ins Haus kam. Nun wurde das gute Rothkehlchen zum dritten Mahle weggejagt, da es denn über den Garten hinflog, und Herr Götze es den folgenden Tag nicht wieder sah.

Zu Anfange des Herbstes, um die Zeit, wo diese gesellschaftlichen Thiere sich gewöhnlich einfinden, sagte man Herrn Götze, daß sich des Abends ein Vogel vor seinem Hause aufhielte, und gegen die Fenster flöge; aber er bekümmerte sich nicht darum. Nun geschah es eines Abends, da man etwas aus dem Keller holen wollte, daß ein Vogel dem Lichte nach, und in den Keller flog, wo er sich willig fangen ließ. Man brachte ihn Herrn Götze, und er sah, daß es ein Rothkehlchen war. Als er ihn losließ, war es ihm auffallend, daß der Vogel, nachdem er eine Weile in der Stube herumgeflogen war, sich gerade an dem Orte niederließ, wo der vorige des Winters zu sitzen pflegte. Dieß hätte Zufall seyn können, allein den folgenden Tag wurde Herr Götze auf die Handlungen des Vogels aufmerksamer. Sobald derselbe erwachte, ging er gleich dahin, wo der Freßnapf des vorigen gestanden hatte; und man brachte ihm nun eben denselben. Die Frau des Herrn Götze, die sich oft das Vergnügen gemacht hatte, das vorige Rothkehlchen auf ihrer Hand fressen zu lassen, näherte sich dem Vogel, und hielt den Freßnapf in die Höhe, wo er sich denn gleich auf selbigen setzte, und ohne Furcht fraß. Nachdem er gefressen

hatte, wurde die Badetasse an ihren vorigen Ort gesetzt, und kaum stand sie da, so war auch schon der Vogel drinnen. Uebrigens war sein Betragen an jedem Orte dem des vorigen Vogels vollkommen ähnlich. Herr Götze hatte insonderheit des Frühjahrs, um die Zeit wenn die Vögel ziehen, den vorigen bei Licht durch den Saal in eine dunkle Kammer führen müssen, weil er sonst den ganzen Abend unruhig war, und in der Stube herumflog. Des Morgens pflegte Herr Götze gleich nach dem Aufstehen die Stuben- und Kammerthüren zu öffnen, um den Vogel wieder herauszulassen, welcher alsdann in einer Fahrt aus der Kammer in die Stube und nach seinem Freßnapfe flog, ohne sich in dem zwischenliegenden Saale aufzuhalten. Als es Abend wurde, machte Herr Götze mit seinem neuen Gaste denselben Versuch, dieser folgte dem Lichte willig, und da die Thüren des andern Morgens geöffnet wurden, nahm er eben den Weg wie der vorige. Und solchergestalt nahm dieses Rothkehlchen noch verschiedene andre Handlungen vor, die mit dem Betragen des vorigen so große Uebereinstimmung hatten, daß Herr Götze nicht anders schließen konnte, als daß es eben

derselbe Vogel sey, welcher dankbar zu seinem vorigen Wirthe zurückgekehrt wäre.

Beim Eintritte des Frühjahrs mußte das Rothkehlchen wieder von dannen ziehen. Es schmerzte Herrn Götze innerlich, da er sah, wie ungern der Vogel sein Winterquartier verlassen wollte. Länger als einen halben Tag hielt er sich in der Nähe des Hauses auf, sah nach den Fenstern hinauf, hüpfte nahe bei Herrn Götze und seiner Frau im Garten herum, folgte ihnen von einem Zweige zum andern und flatterte endlich, da er nicht bleiben durfte, traurig über den Garten weg. Ich kann sagt Herr Götze, nicht beschreiben, mit welchen Empfindungen über die Treue des Thieres ich den Garten verließ.

Da der Herbst anbrach, sah Herr Götze um so aufmerksamer der Ankunft des kleinen Wanderers entgegen, und wie sehr wunderte er sich nicht, als er ihn eines Abends wieder im Hause fand! Das Rothkehlchen folgte gleich dem Lichte nach in Herrn Götzens Zimmer, und überzeugte durch die Wiederholungen aller seiner vorigen Handlungen, ihn und alle seine Freunde, die eine solche Treue bewunderten, das es eben derselbe Vogel sey, der wieder gekommen wäre.

148. Eine Bachstelze ist bis in den Tod getreue Pflegmutter.

Im späten Herbste trafen einmal 2 Jäger eine Bachstelze an, die sehr emsig Futter suchte, und immer einer alten Eiche damit zuflog. Das Unerwartete, jetzt noch ein solches Vögelchen zu finden, da alle andre Bachstelzen schon lange vorher in wärmere Gegenden fortgezogen waren, machte sie aufmerksam. Sie näherten sich dem Baume in der Stille, und fanden, daß die Bachstelze einem Vogel Speise brachte, der, dem großen Kopfe nach zu urtheilen, zu einem ganz andern Geschlechte gehörte. Ihre Verwunderung nahm zu. Sie erstiegen nun den Baum, und fanden, daß der Vogel mit dem großen Kopfe in eine Baumhöhle so eingesperrt war, daß er nur den Kopf hervorstrecken konnte. Da sie nun mit dem Beile die Oeffnung vergrößerten, so entdeckten sie in den unbekannten Vogel einen Kukuk, der aber des engen Raumes wegen nicht völlig ausgewachsen war. Wahrscheinlich hatte ein Kukuk in dieses Nest sein Ei fallen lassen, ob er gleich selber nicht hinein konnte. Die Bachstelze brütete das Ei aus, der junge Kukuk wuchs, und wurde so groß, daß ihm der Ausgang der Höle zu klein

wurde. Und mitten im harten Winter, wo es so wenige Insekten giebt, fütterte die sorgsame Bachstelze dieses angenommene Kind. Um seinetwillen war sie mit ihren Schwestern nicht fortgezogen, und opferte ihm ihr Leben selber auf; denn in wenigen Wochen tödteten das gute Thier Hunger und Kälte.

---

149. Ein Papagey vertheidigt seinen bis zur Eifersucht geliebten Herrn.

Einer von uns Geistlichen, sagt der Pater Labat, hatte einen Papagey, der seinem Herrn sehr zugethan war, und ihn so sehr liebte, daß er eifersüchtig auf ihn wurde. Niemand durfte sich diesem Geistlichen nähern, ohne sich der Gefahr auszusetzen, gebissen zu werden. Man sah sich genöthigt, ihn während der Messe einzusperren, weil er sonst bis zum Altare vordrang und den Küster an seinen Dienstgeschäften daselbst verhinderte. Einst entwischte er, während daß man einigen von uns den Bart abnahm, fand seinen Herrn in derselben Stube, wo wir saßen, setzte sich seiner Gewohnheit nach, bei ihm nieder, und

blieb ruhig, bis selbiger sich auch niedersetzte, um sich den Bart abnehmen zu lassen. Den Augenblick sträubte der Papagey die Federn. Man liebkosete ihn, man gab ihm zu fressen, und beruhigte ihn einigermaßen. Wie er aber sahe, daß der Barbier das Messer nahm, und seinem Herrn sich näherte, fing er aus aller macht an zu schreien, flog dem Barbier nach den Beinen, und biß ihn mit solcher Wuth, daß das Blut davon floß. Ob es uns nun gleich leid that, daß der Barbier so übel ankam, so konnten wir doch nicht umhin, den Eifer zu bewundern, den der Papagey zur Vertheidigung seines Herrn bewies. Erst sprang er ihm auf die Knie, dann auf die Schultern, und schien, indem er den Schnabel aufthat, und alle Federn ihm zu Berge standen, der ganzen Gesellschaft zu drohen. Es gehörte viel dazu, ehe sein Herr ihn besänftigen konnte. Endlich brachte er ihn in eine Kammer und schloß ihn ein, damit der Barbier Zeit gewönne, sein Bein zu verbinden, und ihn zu scherren. Der Vogel schrie, suchte Gewalt zu brauchen, und nagte an der Thüre, um heraus zu kommen. Ich glaube nicht, daß man ein Thier auf der Welt finden kann,

welches seinem Herrn mehr zugethan wäre, als dieser Papagey es war.

150. Zärtliche Sorgfalt eines Papagey's für sein Weibchen.

Ein Paar derjenigen kleinen Papageyen, die unter dem Namen der Sperlinge von Guinea bekannt sind, (ein Männchen und ein Weibchen,) wurden in einem Käfig aufbehalten. Das Männchen saß fast immer dem Weibchen zur Seite, sie hielten sich dicht an einander und blickten sich oft mit inniger Zärtlichkeit an. Entfernten sie sich von einander, so geschah es nur auf einige Augenblicke, und sie setzten sich bald wieder zusammen, und dicht an einander. Sie fraßen mit einander, und wenn dieses geschen war, flogen sie bald wieder auf die oberste Stange ihres Käfigs zurück. Von Zeit zu Zeit schienen sie sich mit leiser Stimme zu unterhalten, ließen auch zuweilen allerlei veränderte, höhere und tiefere Töne von sich hören. Zuweilen schienen sie auch mit einander zu zanken, welches aber bald vorüberging und sich jederzeit mit neuen Liebkosungen endigte. Diese glücklichen Gatten brachten solcher Gestalt vier Jahre hin; aber

nach Verlauf dieser Zeit fingen dem Weibchen die Füße an zu schwellen, und sie wurde so schwach, daß sie nicht mehr zum Troge herunter kommen konnte. Aber das dienstfertige Männchen trug ihr Nahrung zu und fütterte sie vier Monate lang mit dem Schnabel. Die Schwachheiten des Weibchens nahmen mit jedem Tage zu, und verursachten, daß sie nicht wieder auf die Stange fliegen konnte, sondern sich unten auf dem Boden niedersetzen mußte, und nur zuweilen, aber vergeblich, suchte aufwärts zu fliegen, um die Stange zu erreichen. Das Männchen stand ihr aus allen Kräften bei. Bald ergriff es mit dem Schnabel den obern Theil ihres Flügels, um sie auf die Stange zu ziehen, bald faßte es sie selber mit dem Schnabel und half ihr mit wiederholter Anstrengung. Seine Bewegungen, Gebärden, seine beständige Bemühung, kurz alles zeigte bei dem Vogel das dringendste Verlangen, der Schwachheit seiner Gattin zu Hülfe zu kommen. Der Anblick aber wurde erst recht rührend, als das Weibchen auf dem Punkte war, zu sterben. Das unglückliche Männchen lief unaufhörlich um seine sterbende Gattin herum, es verdoppelte seinen Eifer und seine zärtliche Sorgfalt, es versuchte

ihr den Schnabel zu öffnen und Nahrung hinein zu bringen. Seine Aengstlichkeit nahm mit jedem Augenblicke zu. Es lief mit der größten Unruhe hin und her, gab zuweilen ein klagendes Geschrei von sich, und heftete sodann seine Blicke auf das Weibchen mit tiefem Stillschweigen. Endlich starb das Weibchen. Das Männchen verfiel in eine anhaltende Betrübniß und lebte nur noch einige Monate.

151. Rattenliebe zu den Aeltern.

Ich las diesen Morgen, erzählt Joseph Purdev, im Bette und wurde plötzlich durch einen Lärm unterbrochen, als wenn Ratten hinter einem Verschlage kletterten. Ich sah mich sehr aufmerksam um, und gab auf alles sorgfältig Acht. Es dauerte nicht lange, so erblickte ich am Rande eines Loches eine Ratte. Sie sah sich auf allen Seiten um, und verschwand wieder. Einen Augenblick darauf aber kam sie wieder zum Vorscheine und schleppte eine andre Ratte, die größer war und alt zu seyn schien, bei den Ohren heraus. Nachdem sie dieselbe an dem Loche hatte liegen lassen, kam noch eine junge Ratte dazu. Beide durch-

liefen das Zimmer, suchten recht ämsig und sammelten Brocken von Zwieback, die sie der Alten, welche immer noch am Loche lag, brachten. Mir schien es, als wenn die Alte blind sey, da sie den ihr hingelegten Zwieback blos durchs Gefühl ausfindig machte; auch vermuthete ich, daß die Beiden Kinder der Alten seyn, für die sie fleißig sorgten. Als nun während meiner Bewunderung dieses Schauspiels jemand in mein Zimmer trat, erhoben die jungen Ratten ein großes Geschrei, um die blinde Ratte vor der Gefahr zu warnen, und trotz des Schreckens, der sie überfallen hatte, wollten sie sich doch nicht eher retten, als bis die Alte in Sicherheit gebracht wäre. Nachdem sich aber diese wieder ins Loch geflüchtet hatte, sprangen sie ihr nach, und dienten ihr gleichsam zur Bedeckung.

---

152. Hans, ein ganz zahm gemachter Fisch.

Ein Augenzeuge erzählt Folgendes: — Der Oberst Macdowal zu Logan hat an der Küste von Ardwell bei Portnessock einen Fischteich in dem Felsen aushauen lassen,

wo die See mit der Ebbe und Fluth hinein und heraus läuft, doch so, daß immer Wasser genug für die Fische darin bleibt. Er hält einen Mann, der die Fische füttert; sie kommen regelmäßig zu ihm an einen gewissen Ort und empfangen von ihm Schallthiere und andre Nahrung. Einer davon ist ein Kabliau, den der Wärter Hans nennt. Hans ist so vertraut, daß er sich vom Wärter den Kopf streicheln läßt wie ein Hausthier; aber bei dem geringsten Geräusche entfernt er sich plötzlich. Hans ist über zwei Jahre in diesem Teiche.

---

153. Beurtheilungskraft der Ameisen.

In einer Kammer, welche nahe bei der meinigen war, erzählt Hr. Prof. Hennings in seiner Schrift: das Ahnungs-Vermögen der Thiere, — und welche eine lange Zeit ledig gestanden hatte, befand sich außerhalb des Fensters ein Gewächs- oder Blumenkasten, zwei Fuß tief mit Erde, welche lange unkultivirt gelegen hatte, angefüllt; daher war auch der Kasten mit Kalk, Lehm und Ziegelsteinschutt, der von den Wänden herab

nach und nach hineingefallen war, ganz bedeckt. Der Kasten stand gegen Mittag, so, daß ihn weder Wind noch Regen treffen konnte. Nicht weit davon in der Nachbarschaft befand sich oberwärts ein Kornboden von allerhand Getraide. Wenn man nun dieses alles zusammennimmt, so kommt freilich die vortrefflichste Gegend und Gelegenheit für die Ameisen heraus. In diesen Kasten hatten daher Ameisen eine Wohnung aufgeschlagen, und drei Nester angelegt. Sie schienen hier aus eben dem Grunde gehandelt zu haben, aus welchem vernünftige Menschen neue Städte und Wohnungen in bequemen Gegenden anlegen.

Als es mir einmahl in Sinn kam, wieder etliche Zwiebel in jenen Gewächskasten zu setzen, so ward ich gar bald die Ameisen, und ihre emsige Beschäftigung gewahr; auch bemerkte ich, daß sie wenig auf meine Gegenwart, hingegen immer auf ihre eigene Arbeit, als wenn sie von großer Wichtigkeit wäre, achtsam waren. Dieses ihr Verfahren schien mir der Aufmerksamkeit würdig zu seyn. Ich legte daher meine Tulpen bei Seite, um wo möglich ein Beförderer dieser kleinen Republik zu seyn. Ich ließ es mir recht angelegen seyn, ihnen allerhand Bequemlichkeiten zu verschaffen,

und nahm alles aus dem Kasten heraus, was ihnen im Wege lag, und nachtheilig seyn konnte. Ich besuchte sie fleißig, um auf ihre Verrichtungen und Handlungen Acht zu geben. Da ich nach meiner Gewohnheit, spät zu Bette zu gehen pflegte, so vergaß ich nicht, auch des Nachts, besonders zur Zeit des hellen Mondenscheins, diese Thierchen zu besuchen und zu beochachten, was sie zu dieser Zeit machten. Ich fand beständig einige, die auf- und nieder gingen, und sehr beschäftigt waren, so, daß man denken sollte, diese Creaturen schliefen niemals.

Jedermann weiß, daß die Ameisen im Herbste den Tag über aus ihren Löchern kommen, und ihr eingesammeltes Korn an die Sonne legen, des Nachts aber wieder in der Erde verwahrt halten. Diejenigen, welche in dieser Jahreszeit Ameisenhaufen mit Bedacht beobachten, werden solche kleine Kornhäufchen wahrgenommen haben. Das erste also, was mich in Verwunderung setzte, war dieses, daß ich gewahr wurde, daß meine Ameisen niemals ihr Korn des Tages, sondern nur des Nachts, und zwar zu solcher Zeit wenn der Mond schien, herausbrachten, und es hingegen den Tag über unter der Erde behielten. Ich fand aber endlich

den Grund hiervon. Nicht weit davon stand nämlich ein Taubenhaus. Hätten sie nun das Korn bei Tage herausgebracht, so würden es ihnen die Tauben, und vielleicht auch andre Vögel weggefressen haben, wie es denn allerdings zu vermuthen steht, daß die Erfahrung ihnen diese Vorsicht empfohlen habe, weil ich selbst, besonders des Morgens, oft Tauben und Vögel dabei antraf. Ich benahm ihnen daher diese Furcht und entfernte die Gefahr. Um die Vögel abzuhalten, band ich ein Paar Strickchen mit papiernen Schnitzelchen, die der Wind beständig bewegte, über das Fenster, machte die Tauben schüchtern, und jagte sie des Tages verschiedenemahl selber weg, bis sie endlich, da sie merkten, daß sie fast allemahl verjagt wurden, wegblieben.

Was hierauf das Wunderbarste war, und ich kaum glauben würde, wenn ich es nicht selbst erfahren und mit meinen Augen gesehen hätte, war dieses, daß die Ameisen etliche Tage hernach, wie sie sahen, daß weder Tauben noch andre Vögel mehr hinzugeflogen kamen, anfingen, ihr Korn bei Tage hervorzubringen, und an die Sonne zu legen; ich merkte aber doch, daß sie noch nicht gänzlich sicher, sondern noch etwas furcht-

sam waren. Denn sie getrauten sich nicht, den ganzen Vorrath auf einmal heraus zu bringen, sondern legten immer nur eine kleine Quantität auf einmal an die Sonne; vielleicht um alles, wenn sich ein Unglück zutrüge, gleich wieder wegschleppen zu können. Dabei schienen sie ziemlich wachsam und sahen immer um sich her. Da sie endlich wahrnahmen, daß kein Grund zur Furcht mehr vorhanden war, schleppten sie fast alle Tage ihren ganzen Kornvorrath heraus; wobei sie eine besondre Ordnung hielten; gegen Abend aber brachten sie alles wieder hinein.

154. Bienen im Einverständnisse mit einem Vogel.

Stedmann hatte sich, bei seinem Aufenthalte in Surinam, ein leichtes Haus auf Pfählen erbauet, wie es dort sehr gewöhnlich ist. Einst besuchte ihn ein Fremder, der aber wie unsinnig sogleich wieder aus dem Hause heraus, und in den nahgelegenen Fluß sprang. Der Mensch hatte eine Menge Bienen auf dem Kopfe, die ihm arg zusetzten. Stedman's Neger kam demselben noch zu Hülfe,

und rettete ihn — Stedman wunderte sich, sowohl darüber, daß er die Einquartirung dieser Thiere in seinem Hause nicht wahrgenommen hatte, als auch, daß sie so friedlich gegen ihn gesinnt gewesen waren. Der Neger gab ihm nach seiner Art Erläuterung darüber. Sie würden ihm nie etwas thun, sagte er, denn sie wären auf seinem Grund und Boden; — und in der That machten sie auch nachmals keine Bewegung, ihn anzugreifen, wiewohl er es wagte, ihr Nest zu rütteln. Der Neger erzählte ihm noch, daß es einen alten Baumstamm gebe, worin Bienen und Vögel in friedlicher Eintracht bei einander lebten. Käme etwa ein andrer Vogel und wollte Bienen fangen, so bissen ihn die im Baum wohnenden Vögel sogleich weg, und eben so litten auch die Bienen keine fremde Bienen in dem Stamme. Hingegen thäten sie selbst untereinander sich niemals etwas. — Sie schienen also wohl eine Art Schutz- und Trutzbündniß unter einander zu haben. — Daß fast alle Neger diesen Baum und seine Einwohner als eine Art Heiligthum betrachteten, ist nicht zu verwundern — es würde wahrscheinlich in Europa auch geschehen seyn.

155. Die Spinne.

Herr Prof. Eschke zu Berlin erzählt: Ich bemerkte an einer Ecke des Zimmers Eine von denen Spinnen, welche ihr Gewebe in den Häusern weben, ihre Augen in einem ovalen Kreise auf der Stirn haben, und sich alle Jahre häuten. Der Besen des Dienstmädchens zerstöhrte zwar oft ihr Gewebe, aber jederzeit war ich so glücklich, die Besitzerin zu retten.

Manche Menschen verlieren die innere Zuversicht zu sich selber, sobald ihr Spinnengewebe nur einmal vernichtet wird.... Nicht also die Spinne! Ohne Zögern und unnützes Wehklagen fing sie ihre Arbeit gleich wieder an, und in weniger denn drei Tagen war ihr neues Gewebe vollendet. Sie schien hierüber eine lebhafte Freude zu empfinden, umging öfters ihr Werk, untersuchte alle Stellen und begab sich dann wieder in ihr Loch.

Der erste Feind, den sie zu bekämpfen hatte, war eine weit größere Spinne. Diese, welche kein Gewebe mehr spinnen konnte, wollte sich des Eigenthums ihrer Nachbarin bemächtigen. Es entstand hieraus ein sehr hartnäckiger Kampf, der Sieg lenkte sich auf die

Seite der unrechtmäßigen Besitzerin, und die Besiegte flüchtete in ihr Loch.

Die Siegerin wendete alle möglichen Mittel an, die geflüchtete aus ihrem Asyl hervor zu locken. Sie that als ob sie wegginge, allein sie kam bald wieder, und da sie sah, daß alle ihre Kunstgriffe vergebens waren, fing sie an, ohne Barmherzigkeit das Gewebe der Ueberwundenen zu vernichten. Dieß veranlaßte ein zweites Gefecht, in welchem die arbeitsame Spinne, wider meine Erwartung, ihre Gegnerin tödtete.

Nun befand sie sich im friedlichen Besitz ihres rechtmäßigen Eigenthums und brachte drei Tage damit zu, den Schaden auszubessern, ohne irgend eine, mir merkbare Nahrung, zu sich zu nehmen. Endlich fiel eine große blaue Fliege in ihr Netz, welche sich heftig sträubte. Die Spinne sah ruhig zu, wie sich die Fliege zerarbeitete. Als jene merkte, daß diese zu stark für ihr Gespinnst war, umwickelte sie dieselbe in weniger denn einer Minute mit einem zweiten Netze, welches das Schlagen ihrer Flügel hemmte, und schleppte sie so gefesselt in ihr Loch.

Von dieser Fliege lebte sie eine ganze Woche. Hierauf warf ich eine Wespe in ihr Netz; sie lief sogleich, nach ihrer Gewohnheit herbei,

doch kaum ward sie gewahr, welchen Gegner sie zu bestreiten hatte, so machte sie hurtig alle Bande los, die ihn hielten, und that alles, was in ihrer Macht stand, um sich von einem so furchtbaren Widersacher zu befreien. Als die Wespe in Freiheit war, erwartete ich, daß die Spinne die Lücken in ihrem Gewebe ergänzen würde: diese mußten aber irreparabel seyn, denn sie gab ihr altes Gespinnst auf und fing ein neues an, welches in gewöhnlicher Zeit vollendet war.

Ich war begierig zu wissen, wie viele Gewebe eine Spinne liefern könne; ich zerstörte ihr neues Netz, sie machte ein andres; ich vernichtete es ebenfalls, nun schien ihr Vorrath erschöpft, sie spann nicht mehr. Aber die Ränke waren sehenswerth, auf welche sie sich nun legte, um zu subsistiren.

Bald zog sie ihre Füße an sich und blieb wie eine Kugel, oft vier Stundenlang, ohne Bewegung; kam ihr eine Fliege zu nahe, so stürzte sie auf dieselbe und verfehlte selten ihren Zweck; bald schien sie unbeweglich im festesten Schlafe zu liegen, doch mit der Schnelle des Lichtstrahles schoß sie herab, sobald sie eine Nahrung witterte.

Endlich mochte ihr diese Lebensart nicht mehr behagen, sie beschloß, die Festung einer andern Spinne zu erobern.

Mit vieler Tapferkeit griff sie eine benachbarte Verschanzung an, und ward eben so tapfer zurückgeschlagen. Diese Niederlage schreckte sie nicht ab; sie belagerte eine andre drei Tage lang, tödtete den Besitzer und bezog seine Wohnung.

Diese Spinne lebte drei Jahr. Oft riß ich ihr einen Fuß aus, in zwei bis drei Tagen war er durch einen neuen ersetzt.

Zuerst fürchtete die Spinne meine Annäherung, in der Folge ward sie so vertraut, daß sie eine Fliege aus meinen Fingern nahm; nur, wenn ich eine Stelle ihres Gewebes berührte, machte sie sich zum Angriffe oder zur Vertheidigung bereit.

Zur Vollständigkeit meiner Beschreibung muß ich hinzufügen, daß die Spinne sich nicht gleich auf die kleinen Fliegen stürzt, welche im Gewebe hängen; denn bei ihrem Anblicke würde der Schrecken der Fliege dieser Kraft sich loszureißen geben. Die Spinne wartet es kaltblütig ab, bis die Fliege durch vergebliche Anstrengung sich abmattet: auf die Art ist sie ihrer Beute gewiß.

Bei den Spinnen ist das Männchen kleiner, als das Weibchen, letztres legt Eier, und wenn sie gelegt sind, wickelt es dieselben sorgfältig in ein Stück von seinem Gespinnste. Nöthigt man sie zur Flucht, so bemüht sie sich, diesen Eiersack mit fortzuschleppen und — wird oft das Opfer ihrer Mutterliebe.

So bald die Jungen ausgekrochen sind, fangen sie an zu spinnen und werden zusehends größer. Glückt es ihnen, eine Fliege zu haschen, was sie schon vier und zwanzig Stunden nach ihrer Geburt vermögen, so fallen sie gefräßig darüber her; allein sie können ohne Nahrung drei bis vier Tage leben, und dies hindert sie nicht, täglich um die Hälfte größer zu werden.

Wenn die Spinnen alt sind, wachsen sie bloß an den Füßen.

156. Empfindungsgeist einer Spinne.

Im Anfange des Herbsts, in der Jahreszeit, in welcher die Spinnen weiblichen Geschlechts am auffallendsten, das heißt, am dickbeleibtesten sind, bemerkte Herr R.... eine große Gartenspinne, welche in der Mitte des Haupt-

ganges eines Gartens in folgender Art ihr Netz gesponnen hatte.

An den beiden Seiten des Ganges standen, da wo sich das Netz befand, ein paar hochstämmige Obstbäume. Das Netz selbst war so hoch, daß man mit erhabener Hand nur mit Mühe hineinschlagen konnte. Die eine Seite des Netzes hatte die Künstlerinn mittelst ein oder ein paar Hauptfäden an ein paar Aeste des ihr zur Rechten stehenden, die andre auf eben solche Art an den zur Linken stehenden Baum befestigt. Nach oben zu war die Befestigung des Netzes an die über den Weg selbst sich herüberwölbenden Aeste beider Bäume bemerkstelligt. Es fehlte nur noch die Befestigung des Netzes nach unten zu. Wie hätte sie die bewirken sollen? — Dies war ja wohl unmöglich? Denn senkrecht unter sich hatte sie nichts, keinen etwa tief herunter sich neigenden Ast, — kein über den Weg herliegendes Gesträuch, — kein im Pfade aufgeschossenes Pflänzlein, nichts als den bloßen nackten Boden des Pfades selbst, durch den die fleißige Hand des Gärtners kein Unkräutlein hervorbrechen ließ. —

Mit jenem nackten Boden hatte unsre Spinne Mittels genug zur Befestigung des Fadens. Denn der Boden war mit grobem Flußsande,

dessen Bestandtheile, wie bekannt, Sandsteinlein und Steinchen sind, belegt. Da hatte nun die Tausendkünstlerinn sich ein birnförmiges Steinchen ausgesucht, gerade schwer genug, um ihr Gespinnst straff auseinander zu halten, und nicht zu schwer, es zu zerreißen. Dieses birnförmige Steinchen hatte sie über und über besponnen, so daß es, den schweren Theil, oder den Kopf, nach unten zu, den dünnen, oder Stengeltheil aber in die Höhe gerichtet, darin wie in einem Netze lag. Auf diese Art nun hatte sie dieses Steinchen an ihrem Netze, vermittelst eines Haupt- oder sehr dicken Fadens befestigt, in die Höhe gezogen, so daß kleine Leute unter dem Steinchen weggehen konnten, ohne auch nur zu ahnen, was über ihnen für ein feines Spinnen-Raffinement sich schauen lasse.

157. Die gesellige Spinne.

Ein vornehmer Mann kam unschuldiger Weise in ein tiefes Gefängniß, in welchem er wie lebendig begraben war. Nur von oben fiel ein wenig Licht in sein dunkles, ödes Loch. Kein Freund durfte zu ihm kommen. — Alles, was ihm nur einigen Zeitvertreib hätte verschaffenn können, wurde von ihm entfernt. Er war gaz

den Qualen der langen Weile überlassen. Endlich leistete ihm eine Spinne Gesellschaft. Sie war oben bei dem Luftloche hereingekrochen, und wurde bald mit dem Gefangnen so vertraut, daß sie ihm auf die Hand kroch und sich vor ihm gar nicht fürchtete. Sie wurde von ihrem Freunde gefüttert, und war das einzige lebendige Geschöpf, das ihm Freude machte. Ganze Stunden unterhielt er sich mit ihr, und ihr Umgang verschaffte ihm viele frohe Augenblicke.

Resultate aus Beobachtungen über die Thiere.

I.

Erfahrung bereichert die Thiere mit neuen Begriffen.

Man lasse einen Jäger mit Schlingen in ein Land kommen, wo diese Fallstricke den Thieren noch gänzlich unbekannt sind: er wird sie mit größester Leichtigkeit fangen, und selbst die sonst schlauen Füchse hier einfältig finden; sobald aber die Erfahrung sie unterrichtet hat, wird er an der Zunahme ihrer Kenntnisse merken, daß er, um sie zu hintergehen, auf seiner Seite neue Kenntnisse und neue Mittel anwenden,

und ihnen seine Lockspeisen in sehr unterschiedenen Gestalten vorlegen müsse. Das eine Thier wird die Zufluchtsörter vermeiden, die sonst seiner Gattung gewöhnlich sind, und dem Jäger Ausflüchte zeigen, die ihm bis hieher fremd waren. Ein andres wird die Kunst besitzen, ihm behende seine Lockspeise zu rauben, ohne in die Schlinge zu gerathen. Ein Fuchs, der in seinem Bau eingeschlossen ist, wird eher darin Hunger leiden, als sich durch einen gefährlichen Ausgang wagen. Wenn die Festigkeit des Erdreichs ihn hindert, eine neue Röhre zu öffnen, so wird seine Geduld gewiß die Geduld des Jägers ermüden, und ihn auf die Gedanken bringen, daß er in seiner Vermuthung geirrt habe. Sollte zufälligerweise ein Kaninchen, das sich in eben dem Bau befände, aus Dummheit hervorkommen, und die Schlinge losspannen, so wird gewiß der wachsame Fuchs sich diesen glücklichen Augenblick zu Nutze machen, um zu entfliehen, und ohne Bedenken neben dem gefangenen Kaninchen und der eingezogenen Schlinge vorbeigehen.

II.

Thiere haben auch solche Empfindungen, welche aus der Vorstellung künftigen Schmerzes entspringen.

Das Thier, welches bei den Mißhandlungen seines Körpers leidet, kann auch außer der unmittelbaren Empfindung des gegenwärtigen Schmerzes, Angst und Furcht vor einem größern Uebel haben. So der Hase, wenn er mehrere Stunden nach einander von Hunden und Jägern gehetzt wird! Was der Hirsch, durch die unnatürliche Parforcejagd, an Schmerz und Aengstigung empfinden mag, ist vielleicht mehr als wir uns klar vorstellen können; und wohl unserm Vaterlande, daß dergleichen, die menschliche Vernunft entehrende, Aufzüge nicht mehr unter uns statt finden! *) Auch haben wir mit dem Hornvieh den Fall, daß es schwer beängstigt ist, wenn es in das gewöhnliche Schlachthaus geführt wird, und daß sehr

*) Eine gute Abhandlung von der Parforcejagd wird in Schlözers Staats-Anzeigen gefunden. X. Band 1787.

oft das heulende Gebrüll desselben die Aengstigung der Seele zu erkennen giebt.

Der Bischof Egede erzählt, daß er bei einer Seehundjagd gegenwärtig war, wo ein Seehund glücklich seinen Feinden entging. Wie er darnach heraufschoß, um Odem zu holen, sah er sein Junges sorglos auf dem Wasser herumschwimmen, und in Gefahr gefangen zu werden. Als die Alte es nicht an sich bekommen konnte, wagte sie sich zurück, und, indem sie plötzlich herausschoß, schlug sie mit beiden Vorderbeinen das Junge auf den Kopf, so daß es unter das Wasser fuhr, und dadurch genöthigt wurde, diese gefährliche Stelle zu verlassen.

Ein merkwürdiges Beispiel der Wirkungen, die Kummer über den Verlust der Freiheit bei den Thieren hervorbringen kann, erzählt der Abt Proyart in seiner Geschichte von Leango und Kakango. Man findet in diesen Gegenden Afrika's zweierlei Arten Hirsche, wovon die kleinere, die sich insgemein in dem hohen Grase auf dem Felde aufhält, besonders merklich ist. Um sie zu fangen, versammeln sich die Neger und machen einen großen Kreis, den sie nach gerade enger zusammenziehen, bis sie das Thier eingeschlossen haben, so daß es ihnen nicht entlaufen kann. Wenn das Thier

solchergestalt umzingelt ist, sagt der Verfasser, denkt es gar nicht mehr daran, zu entfliehen, sondern läßt sich ruhig greifen. Es überlebt nicht lange den Verlust seiner Freiheit, schlägt man es nicht todt, so stirbt es entweder aus Gram, oder bringt sich selbst um, an den Seiten des Behältnisses, worin es eingeschlossen ist.

In verschiedenen Gegenden der neuen Welt aßen die Amerikaner keine Vögel; diese wurden in keiner Art von ihnen gejagt, und waren daher auch im geringsten nicht wild. Als die Europäer zu ihnen kamen, machten diese sie bald wild und scheu.

III.

Gemeinschaftliche Vertheidigungsanstalten und Familienanhänglichkeit der Thiere.

Gewisse Thierarten vereinigen sich zu gemeinschaftlicher Vertheidigung, auch wenn sie sonst keine ökonomische Verbindung mit einander

haben. So erzählt der Bischof Egede *), daß die Rennthiere in Grönland, wenn sie sich in Haufen beisammen finden, stets die freiesten Ebenen zur Ruhe ersehen, und sich dann in einen Zirkel lagern, so, daß alle Köpfe die Peripherie ausmachen. Dadurch sind sie denn von allen Seiten gegen alle Gefahr gesichert: wie überhaupt der scharfe Geruch dieses Thiers es treulich wider die Nachstellungen der Menschen warnt. Wenn die Wallrosse von den Menschen angegriffen werden, stellen sie sich in eine lange Reihe, nach ihrer Anzahl, und haben die Jungen hinter sich. Sie wehren sich mit der größten Wildheit; erst, wenn sie sich von der Uebermacht überwältigt sehen, brechen sie die Linie und suchen, jeder für sich, Errettung durch die Flucht. Der Kamtschadalsche Jäger erdreistet sich nicht, die Jungen des weißen Bären zu schießen, wenn die Mutter in der Nähe ist, weil sie alles wagt, um sich zu rächen und sie zu vertheidigen, so wie sich jene auch zu der Mutter halten, wenn sie ver-

*) Dessen Perlustration Grönlands; Smiths Natur und Bestimmung der Thiere. Cook's dritte Reise von Kamtschatka.

wundet ist, und bei ihrem Tode ihre Traurigkeit äußern. Die Seelöwen stellen, nach Anson's Berichte, Wachen aus, wenn sie schlafen, und ein Bootsmann der einen jungen Löwen erschlagen hatte, wurde, weil er sich nicht in Acht nahm, indem er ihm die Haut abzog, von dem Weibchen tödtlich verwundet. In dem letztgedachten Falle mischt Naturliebe sich in die Handlung des Thiers. Von den Ziegen auf der Insel Juan Fernandez berichtet Anson, daß sie sich in verschiedene Haufen getheilt haben, zwanzig bis dreißig Stück in jedem Haufen; sie halten sich, aus Furcht vor den Hunden, ihren Feinden, in den unzugänglichsten Gebirgen auf, und stellen sich in eine gewisse Ordnung, auf einer wohlgewählten Stelle, um die Hunde zu empfangen, die sie angreifen wollen.

IV.

Die Thiere haben auch eine Sprache.

Die Sprache scheint allerdings bei den Thieren sehr eingeschränkt zu seyn; allein bei ihrer

gewöhnlichen Lebensart ist nichts natürlicher, als dieses. Giebt es doch wilde Menschen, mit Bogen und Pfeilen gerüstet, deren ganze Sprache kaum dreihundert Wörter enthält. So eingeschränkt indessen die Sprache der Thiere seyn mag, so haben sie doch wirklich eine, und man kann behaupten, daß sie viel reicher sey, als man von Geschöpfen vermuthet, die eine lange Schnauze oder einen Schnabel haben. Zwar bemerken wir in ihrem Geschrei keine merkliche Artikulation. Diese scheinbare Einförmigkeit läßt uns muthmassen, daß sie in der That nicht artikuliren. Gleichwohl ist es ausser Streit, daß die Thiere einer jeden Art sehr deutlich diejenigen Töne von einander unterscheiden, die uns hingegen sehr verworren vorkommen. Fast niemals entsteht unter ihnen ein Mißverstand. Nie verwechseln sie das Geschrei der Furcht mit dem Seufzen der Liebe. Sie drücken nicht allein diese, ganz von einander unterschiedene, Gemüthszustände aus, sondern wissen auch die unterschiedenen Schattirungen derselben kennbar zu machen. Die Töne einer Alten, welche ihren Jungen befiehlt, sich zu verbergen, um sich dem Anblicke des Feindes zu entziehen, können nicht mit denen übereinkommen, welche sie zu Beschleunigung ihrer

Flucht annahm. Die Umstände bestimmen die Nothwendigkeit einer verschiedenen Handlung, und dieser Unterschied muß in der Sprache, welche die Handlung ankündigt, mit ausgedrückt werden. Die ernsthaften und dennoch schmeichlerischen Ausdrücke, welche dem Männchen das Weibchen unterwürfig machen, können mit denen nicht einerlei seyn, die dem Männchen verkündigen, daß es nun seinen Begierden alles erlauben dürfe, daß der Augenblick des Genusses da sey.

Die Sprache durch Handlungen ist allerdings den Thieren sehr geläufig, und öfters zureichend, sich wechselsweise das meiste von dem, was in ihnen vorgeht, zu verstehen zu geben. Sie bedienen sich also ihrer Ton-Sprache nicht häufig. Ihre Erziehung wird, wie die unsrige, größtentheils durch die Nachahmung vollendet. Alle einzelnen Empfindungen des einen Thiers können von dem andern an den äußerlichen Bewegungen, welche jene Empfindungen bezeichnen, erkannt werden. Ob aber gleich diese Sprache durch Handlungen vieles auszudrücken vermag, so ist sie doch nicht in allen Fällen zureichend. Es ist ausgemacht, daß in den Ländern, wo man Schlingen legt, die jungen Füchse, wenn

sie aus dem Bau gehen, viel mehr Behutsamkeit zeigen, als die Alten in solchen Ländern, wo sie keine Nachstellungen zu befürchten haben. Diese Kenntniß von Regeln der Behutsamkeit, welche so viele Muthmaßungen voraussetzen, läßt sich vermittelst der Sprache durch Handlungen allein schwerlich erlernen, veranlaßt vielmehr ganz natürlich den Schluß auf eine articulirte Thiersprache. Uns täuscht nur die Einförmigkeit oder die Monotonie dieser Sprache, weil es uns an Uebung und Nachdenken darüber fehlt. Wenn wir Leute in einer uns fremden Sprache mit einander sprechen hören, unterscheiden wir keine merkliche Articulation. Wir glauben eine beständige Wiederholung der nämlichen Töne zu hören. Die Sprache der Thiere, so mannigfaltig sie auch vielleicht seyn mag, muß uns noch viel einförmiger vorkommen, weil sie uns noch unendlich fremder ist. Fragt man, sagt Bonnet, ob die Thiere eine Sprache haben, so muß man zweierlei Arten von Sprache, die natürliche und künstliche, sorgfältig unterscheiden. Unter die erste kommen alle Zeichen zu stehen, wodurch die Thiere dasjenige, was in ihnen vorgeht, zu erkennen geben. Bleiben wir aber bei dem bloßen Schalle stehen, so ist die na=

türliche Sprache nichts anders, als eine Menge von einsylbigen Lauten, die bei allen einzelnen Thieren der nämlichen Art ganz einförmig und mit den Empfindungen, welche sie ausdrücken, dergestalt verknüpft sind, daß einerlei Laut niemals zwei entgegengesetzte Empfindungen vorstellt. Die künstliche Sprache besteht hingegen in einer Menge zusammengesetzter und willkührlicher Laute, deren Verbindung mit den Begriffen, welche sie vorstellen, lediglich aus dem Gebrauche und aus dem Unterrichte herkommt, und worin folglich einerlei Laut sehr unterschiedne und oft entgegengesetzte Begriffe anzeigen kann.

Diese künstliche Sprache ist eigentlich das, was man reden nennt, und wodurch der Mensch allein über alle Thiere die Herrschaft vorzüglich behauptet. Das Thier hat bloß die natürliche Sprache (oder eine Sprache im weitläuftigsten Verstande). Es weiß von weiter nichts, als von seinen Bedürnissen, und von den Mitteln, sie zu befriedigen. Diese verschiedenen Bedürfnisse führen indessen eine Menge von Empfindungen mit sich, deren fast jede sich durch ihr natürliches Zeichen zu erkennen giebt. Die Art dieser Zeichen, ihre Anzahl, Gebrauch und Ordnung, ihre mancherlei Veränderungen

und Verbindungen, machen das Wesentliche der Sprache bei den unterschiedenen Thieren aus, und sind für den Naturforscher eine unerschöpfliche Quelle von Wahrnehmungen und Entdeckungen. Wir wollen, fährt Bonnet fort, diese Sprache nicht bloß auf die Laute einschränken, sondern vielmehr alle Zeichen dazu nehmen, wodurch ein Thier ausdrückt, was es empfindet.

Man begebe sich nur auf unsre Höfe, um unsre Hausthiere in dieser Absicht als Lehrmeister anzunehmen! Hier ist eine Henne mit ihren Hühnchen. Hat sie etwas gefunden, so lockt sie diese herzu. Sie verstehen es, und sind augenblicklich um ihre Mutter versammelt. Verlieren sie diese getreue Mutter aus den Augen, so beweiset ihr Klagegeschrei genugsam ihre Bekümmerniß und ihr Verlangen. Jetzt merke man einmal auf das unterschiedene Geschrei des Hahnes, wenn ein fremder Mensch oder ein Hund in den Hof tritt; oder wenn er den Sperber oder sonst etwas Furchtbares ins Gesicht bekommt; oder auch, wenn er seine Hühner lockt und ihnen antwortet! Was will der ängstliche Laut jener Truthenne sagen? Sehet, wie sich ihre Jungen augenblicklich verbergen und starr auf die Erde legen! Man

sollte sie für todt halten. Die Alte sieht gegen Himmel und verdoppelt ihr Seufzen. Was erblickt sie da? Einen schwarzen Punkt, den wir kaum unterscheiden können — einen Raubvogel, welcher der Wachsamkeit und Scharfsichtigkeit dieser durch die Natur unterrichteten Mutter nicht entwischen konnte. Dieser furchtbare Feind verschwindet. Gleich erhebt sie ein lautes Freudengeschrei. Die Jungen hören es, vergessen die Furcht und versammeln sich wieder fröhlich um die lockende Mutter.

Man sehe doch einmal den Enten zu, wenn sie aufs Wasser gehen wollen! Scheint es nicht, als ob sie sich, durch wiederhohlte Zeichen mit dem Kopfe, dazu beredeten? Eben so, wie wir es machen, wenn wir etwas genehmigen.

Der Kater giebt, durch sein unterschiedliches Miauen, seiner Herrschaft sein Anliegen, seiner Gattinn seine Liebe, dem Nebenbuhler seinen Zorn zu erkennen. Man höre, wie jene Katze ihre Jungen vom Dachboden, wo sie aufgezogen wurden, herunter locket und sie gleichsam zu Befolgung ihrer Pflichten anführt! Wie sie da mit ihnen spielt! Eben hat sie eine Maus gefangen. Sie ruft ihre Jungen, welche sogleich herbei gelaufen kommen. Sie läßt ihre

Beute lebendig vor ihnen hinlaufen und lehrt sie, damit zu spielen. Wie viele Eintracht findet sich dabei in ihren Scherzen, wie viele Abwechselung und Lebhaftigkeit in ihren Bewegungen! wie viel Bedeutendes in ihren Geberden, in ihren Stellungen und Wendungen!

Die Sprache des Hundes, die bedeutendste unter allen, ist so mannichfaltig, so fruchtbar, so reich, daß sie allein ein großes Wörterbuch füllen könnte, wenn sie durch Worte sich äußerte. Wer könnte unempfindlich bleiben, wenn der getreue Haushund seine Freude über die Wiederkunft seines Herrn an den Tag legt! Was für Stellungen, was für Laute, was für eine Verschiedenheit von fröhlichen Bewegungen! Wie verschieden ist aber sein jetziger Ton von demjenigen, womit er sich des Nachts hören läßt, wenn er, als eine wachsame Schildwache, an der Thür einen Dieb verspürt! Wie verschieden auch dieser Ton von demjenigen, den er bei Erblickung eines Wolfes annimmt! Nun folge man einem Hunde auf die Jagd, und sehe, wie er sich durch alle seine Bewegungen, vornämlich mit dem Schwanze, zu verstehen giebt! welcher Eifer, welche Verschlagenheit, welche Uebereinstimmung mit dem Jäger! Was für Kunst gebraucht er, sich zu erkennen

zu geben, seinen Gang geschickt zu nehmen und seine Anzeigen den Entdeckungen gemäß zu machen! Der Hase ist aufgetrieben, der Hund schlägt an, und wer ist vermögend, bei dem alsdann wiederholten Anschlagen sich zu irren!

Ich spatziere neben einem Gehölze und höre zwei Vögel, die sich einander antworten. Ich sehe sie sich allmählig näher kommen und erblicke in ihnen zwei Zeisige. Sie haben eine Zeitlang auf den Aesten herum gehüpft, setzen sich neben einander, schnäbeln und liebkosen sich. Sie verdoppeln ihre verliebten Scherze, und endlich erfolgt die erwünschte Begattung. Das Männchen zwitschert ganz leise. Das Weibchen hört es, und antwortet. Beide sind von jetzt an unzertrennlich und arbeiten gemeinschaftlich an ihrem Neste, wo sie die Frucht ihrer Liebe hinlegen wollen. Sie haben es zu Stande gebracht. Das Weibchen hat gelegt und brütet. Das Hähnchen bleibt bei ihr und sucht gleichsam, durch seine Schmeicheleien, ihr die Last des Brütens zu erleichtern. Die Jungen kriechen aus. Vater und Mutter sorgen wechselweise für ihre Nahrung und Erziehung. Ich höre, wie die Jungen ihr Futter fordern. Sie bekommen es und sind stille.

Ich gehe auf den Vogelfang und habe einen Schuhu bei mir. Eine Schwalbe wird ihn gewahr, fliegt einigemal mit einem Geschrei um den Todtenvogel und verschwindet. Nach Verlauf einer Viertelstunde kommen ganze Schwadronen von Schwalben herzugeflogen und nöthigen mich, den Vogelfang aufzugeben. Ein Beweis, daß die erste Schwalbe gleichsam Lärm geschrien, und die andern zur Vertheidigung aufgefordert hatte!

V.

Selbst bei den kleinsten Insekten sind Spuren gleicher Eigenschaften.

Was berechtigt uns, den Insekten alle Kenntniß abzusprechen? Hat nicht schon eine Spinne, so verachtet und eckelhaft sie vielen vorkommt, bei ihrer Lebensart hundertmal mehr Geschicklichkeit, List, Vorsicht und Muth nöthig, als viele große Thiere? Wer getraut sich, der Fliege einen Theil dieser Eigenschaften abzusprechen? Der Biene gehört in dieser Absicht unstreitig ein noch größerer Vorzug.

Die Verschiedenheit der Bedürfnisse bestimmt hier, wie bei andern Thieren, das kleinere oder größere Maaß ihrer Kenntnisse. Da wir aus den Handlungen der Thiere auf ihre Kenntnisse schliessen, so können wir nicht absehen, warum eben dieser Schluß nicht bei allen, auch den kleinsten Insekten, gelten solle? Wir sind unsrer Seits überzeugt, daß, wenn der Elephant einige Kenntniß und Empfindung hat, diese der Ameise mit gleichem Rechte müssen zugestanden werden.

Wenn wir, sagt, Herr Bonnet, einige Zeit bei den Insekten stehen bleiben, so finden wir unter ihnen einige, die nicht ganz ungeschickt sind, ihre kleinen Leidenschaften zu erkennen zu geben, und ihr Vergnügen sowohl, als ihre Bedürfnisse, auszudrücken. Die verliebten Bezeugungen der Spinnen, der Schmetterlinge u. s. w. würden uns viele Züge darstellen, die uns keinen Zweifel übrig ließen, das Männchen und Weibchen sich auf eine sehr verständliche Art ausdrücken. Ihr geschicktes Betragen, ihre mancherlei Wendungen, ihre kleinen listigen Streiche würden uns lehren, daß auch diese Insekten in einer gewissen Art von Sprache keine Fremdlinge sind, in einer Sprache, die allen empfindenden Geschöpfen in einem höhern

oder geringern Grade zukommt, und welche sich durch gar nicht zweideutige Zeichen zu verrathen scheint.

Die Insekten mögen demnach giftig oder unschädlich, häßlich oder schön, groß oder klein seyn, es kann uns dieses nicht hindern, in Betrachtung derselben das größte Interesse zu finden. —

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Thierseelen-Kunde auf Thatsachen begründet. Oder 156 höchst merkwürdige Anekdoten von Thieren

Bd.: 2

Berlin 1805

BHS II E 5-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10707125-0